L. germ. 162

<36613893440010

<36613893440010

Bayer. Staatsbibliothek

# Beyträge zur Kritik der Sprache, insbesondere der Deutschen.

Von

Wilhelm Mackensen.

Erstes Stück.

Wolfenbüttel,
bey Heinrich Georg Albrecht,
1794.

27 B

Plat. Theaetet.

Το δε εὐχερες των ὀνοματων τε και ρηματων, και μη δι' ἀκριβειας ἐξεταζομενον, τα μεν πολλα οὐκ ἀγεννες, ἀλλα μαλλον το τουτου ἐναντίον ἀνελευθερον. ἐςι δε ὁτι ἀναγκαιον.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

# Vorrede.

Es muß der Sprache, ehe sie sich noch wirksam bezeugen kann, ein gewisses Feld in unsern Vorstellungen eingeräumt werden. Es müssen ihr gewisse Gründe eingestanden, gewisse Voraussetzungen zugelassen werden, durch welche sie sich selbst ihre Handlungsweise bestimmt und festsetzt.

Die Untersuchungen über die Gründe der Sprache müssen demnach in gedoppelter Rücksicht angestellt werden. Entweder betrachtet man die Gründe, auf welchen die Sprache ruht, an und für sich selbst; das heißt, man untersucht, ob sie als Gründe

gelten können, ob sie das, was sie begründen sollen, auch wirklich begründen, und ob die Gesetzgebung, welche die Sprache für sich entworfen, auch mit sich selbst übereinstimme. Untersuchungen dieser Art machen die Philosophie der Sprache aus. Auf der andern Seite kann man das Verhältniß des Gegründeten zum Grunde betrachten; das heißt, untersuchen, ob die Sprache auf jene Gründe auch wirklich baue, ob sie ihre eigene Gesetzgebung anerkenne, ihren eigenen Voraussetzungen treu bleibe, und ob sie sich nicht auf Gründen stütze, welche sie selbst nicht annehmen wollen, und nicht annehmen können. Mit diesen Untersuchungen beschäfftigt sich die Kritik der Sprache.

Die Philosophie der Sprache hat das Glück gehabt, von den größten Männern bearbeitet zu werden. Die Philosophen, welche ihren Geist wollten leuchten lassen, konnten auch in der That keine bessere Wahl treffen, als die, sich auf dergleichen Untersuchungen zu verwenden. Der Kritik der

Sprache hingegen ist es so gut nicht geworden. Die Ursach ist begreiflich; man hat von jeher mehr glänzen, als nützen wollen. Die Kritik der Sprache läßt die Bewegung nicht zu, in welcher sich diejenigen so sehr gefallen, welche über die Gründe der Sprache philosophiren, sie bindet den Untersucher zu fest an ihre Objecte, und erlaubt ihm nicht, sich von ihnen einen Augenblick zu entfernen. Ueberdem ist sie kalt, trocken, unscheinbar, schreckt ab durch den Schein von Mikrologie, oder Pedanterie, hat nichts, das sie empfiehlt, als ihren Nutzen, und nichts, das sie bewirkt, als eine bessere Einsicht.

Es gehört also schon ein patriotischer Entschluß dazu, sich mit Untersuchungen dieser Art zu befassen. Der Sprach-Kritiker verdient die strengste Beurtheilung, aber keiner kann eine so billige erwarten, als er sie erwarten darf.

Die Erklärungen, welche ich hier über den Begriff gegeben habe, welchen ich mit dem Ausdrucke: Kritik der Sprache, verbinde,

binde, sollen eben sowol dazu dienen, den einsichtsvollen Beurtheiler meiner Abhandlung mit der Absicht bekannt zu machen, in welcher ich sie schrieb, als sie die weniger einsichtsvollen verständigen und beruhigen sollen, welchen schon das Wort Kritik eine Verwegenheit zu athmen scheint, welche gestraft und gerochen zu werden verdient.

In der That hat das Wort **Kritik** einen höchst unglücklichen Schall. Man sollte auf ein anderes denken; denn derjenige, welcher sich als einen Kritiker ankündigt, ist sicher, die ganze Welt in ein feindseliges Verhältniß gegen sich zu setzen, so friedfertig, unschuldig und arglos er auch immer seyn mag. Es geht der Kritik, wie der Polizey. Beide meinen es herzlich gut, beide wollen Ruhe und Ordnung erhalten, beide wollen beglükken, aber kein Mensch mag sie leiden.

Die Untersuchungen, welche ich hier liefere, sollten sich anfänglich auf die Deutsche Sprache einschränken. So entstand eine Abhandlung: "Beyträge zur Kritik der Deut-

Deutschen Sprache", welche in die Berlinische Monatsschrift, Januar, 1794, eingerückt ward, und welche, erweitert, und ungeändert, den zweyten Abschnitt dieser Abhandlung ausmacht. Indessen ward ich in diesen Untersuchungen veranlaßt, eine Vergleichung unsrer Sprache mit andern anzustellen, dies leitete mich auf die Gründe der Sprache überhaupt, und so entstanden Untersuchungen, von welchen ich urtheilte, daß sie zu einer Kritik der Sprache im Allgemeinen gehören würden, wenn es anders mit dem Begriffe, den ich von dieser gefaßt, seine Richtigkeit hätte.

Ich müßte mich übrigens vor unbilligern und feindseligern Beurtheilern fürchten, als ich sie vorauszusetzen irgend Grund habe, wenn ich glaubte, ausdrücklich versichern zu müssen, daß die Anmerkungen, welche ich hier liefere, keinesweges gemeint sind, ein großes kritisches Licht aufzustecken, oder den Sprachforschungen einen ganz neuen, unbetretenen Weg zu eröffnen. Ich glaube vielmehr, daß man einem Schriftsteller nichts leichter verzeihen

könne, als wenn er in den jetzigen Zeiten, wo die Engel und Garve anfangen, sich mit Untersuchungen dieser Art zu beschäfftigen, nicht genug eilen zu können glaubt, mit seinen kleinen Anmerkungen, sobald als möglich unterzukommen; ob er zugleich so dreist seyn muß, zu bekennen, daß er glaubt, daß man als die Deutschen auf eine Kritik ihrer Sprache dachten, mit einer solchen Kritik, als er sie hier liefert, hätte den Anfang machen müssen.

Erst nachdem diese Bogen abgedruckt waren, sind mir die Beyträge zur Deutschen Sprachkunde der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin bekannt geworden. Es befindet sich unter den klassischen Aufsätzen dieser ersten Sammlung Herrn Professor Engels Aufsatz über die Hülfswörter der neuern Sprachen, welcher meiner Bearbeitung desselben Gegenstandes eine ganz andere Richtung würde gegeben haben, wenn ich früh genug mit demselben bekannt geworden wäre. Indessen

tanto tueor me iudice.

Herr

Herr Professor **Garve** hat S. 151 in einer Note zu seinen **Betrachtungen über Sprachverbesserungen** auch des Französischen **beaucoup de** erwähnt, und den Ursprung dieses Ausdrucks auf eine sehr sinnreiche Weise erklärt. Wenn es mir nun auch mit der Erklärung desselben, so wie ich sie S. 56. 57. gegeben, nicht geglückt seyn sollte, so wird doch, wie ich hoffe, dieses Zeugniß von der Sonderbarkeit und Merkwürdigkeit des Falles, jeden Versuch, ihn zu erklären, entschuldigen, sollte er auch selbst auf die Gefahr, zu irren, unternommen worden seyn.

Vielleicht, daß ich mich noch über den Ton entschuldigen muß, in welchem diese Untersuchungen abgefaßt sind. Es giebt einige Schriftsteller, welche eine besondere Demuth affektiren, indem sie ihre Meinung immer mit einem: "dünkt mich" begleiten. Indessen sind diese gerade die stolzesten, und ihre Demuth und Deferenz für das Urtheil Anderer, ist bloße Grimasse. Es ist ganz unmöglich, daß man bey Entwickelungen nicht mit einer

gewissen Zuversicht verfahre, und man verfährt sehr unbillig, wenn man aus einem zuversichtlichen Tone auf eine Zuversicht schließt, die der Schriftsteller in seine Einsichten setze. Dieß ist oft ganz und gar der Fall nicht. Ja, es kann sich ereignen, daß bey dem Schriftsteller, während er entwickelt, eine gewisse Indignation darüber entsteht, daß die Sachen sich nicht so verhalten, als er gegenwärtig einsieht, daß sie sich verhalten müssen, daß diese Indignation unvermerkt den Ton annimmt, den nur die Untersuchung haben sollte, daß sie dadurch einen rauhen und grellen Anstrich erhält, und der Schriftsteller das Ansehn gewinnt, als mache es ihm Freude, wenn er tadeln und Vorwürfe machen könne. —

Ob ich übrigens gleich auf dem Titel mehrere Abhandlungen dieser Art zu versprechen scheine, so werden diese doch nur dann erfolgen, wenn ich erfahren haben werde, daß man es nicht für unnütz erkläre, wenn dergleichen Bemerkungen fernerhin gemacht würden.

---

Inhalt.

# Innhalt. *)

Erster Abschnitt. Allgemeine Betrachtungen über die Deutsche Sprache. S. 1.

Zweyter Abschnitt. Ueber einige fehlerhafte Eigenthümlichkeiten der Deutschen Sprache. = 46.

Dritter Abschnitt. Ueber die Entstehung der Hülfswörter. = 74.

Vierter Abschnitt. Ueber die Entstehung der Figuren. = 109.

Fünfter Abschnitt. Vermischte Bemerkungen. = 122.

*) Die kleine Uneigentlichkeit, diese Kapitel Abschnitte zu nennen, welche mir zu spät aufgefallen ist, wird man leicht übersehen.

# Erster Abschnitt.

## Allgemeine Betrachtungen über die Deutsche Sprache.

Es ist merkwürdig, daß die Deutsche Sprache bey ihrem großen Reichthume doch noch nicht zu einer Grammatik hat gelangen können, und daß wir, bey der ungemeinen Ausbildung, die der Deutsche Gelehrte erhält, dennoch so wenige klassische Schriftsteller besitzen. Unsere Sprache, heißt es, verfeinert sich immer mehr, sie giebt die feinsten Schattirungen, und die schärfsten Verhältnisse an, aber dennoch ist sie ein schwerfälliges Instrument, das sich nur mit Mühe handhaben läßt *). Es ist offenbar, daß die Urheber unserer Sprache

*) Darüber klagte schon vor beynahe tausend Jahren der Mönch Otfried: Huius linguae (theotiscae) sagt er in der Zuschrift an Luitbert, Erzbischof von Mainz, barbaries inculta est, et indisciplinabilis, atque insueta capi regulari freno grammaticae artis.

Sprache ein ungemeines Gefühl für Beziehungen und Verhältnisse gehabt haben; allein ihr Geist, der mehr tief als hell war, begnügte sich damit, sie zu fühlen, ohne daß er das Bedürfniß gespürt hätte, sein Gefühl zu prüfen, sich über dasselbe zu verständigen und sich aus einander zu setzen, was er eigentlich wolle. Daher ist es unserer Sprache so schwer geworden, einen Grad von Bestimmtheit zu erlangen. Wir gehen noch immer darauf aus, sie zu bereichern, und sie ist schon überflüssig reich. Dieser Reichthum wird ihr selbst schädlich, denn da es ihr an Kritik fehlt, so thut sie den dunkeln Gefühlen zu viel Vorschub, die in ihr leicht einen Ort finden, wo sie unterkommen und sich einnisten können. Daher ist in der Literatur keines Volks wol je so viel Verwirrung gewesen, als in der unsrigen geherrscht hat, und zum Theil noch herrscht. Am auffallendsten zeigte sich dies in unserer schönen Literatur. Die sonderbarsten Anomalien in Empfindungen, die unnatürlichsten Affectionen des Begehrungs-Vermögens, fanden in unserer Sprache immer Zeichen, die unbestimmt genug waren, um, in Verbindung mit andern, eben so unbestimmten, einen Zustand ahnen zu lassen, der dem, in welchem sie dichteten, mehr oder weniger ähnlich seyn konnte. Diese Carricaturen nun verkauften sie uns unter dem Namen von Werken des Genies, und unser Publikum, dessen Gutmüthigkeit man schon kennet, nahm sie auch recht gern dafür an. Man kann sich nun sehr leicht die Erbitterung erklären, mit welcher diese Künstler gegen Alles losschrieen, was

Kritik heißt. Der wahre Künstler nur kann von einer treffenden Kritik gebessert werden, er nimmt sie mit Dank an, hingegen straft er jede unächte Kritik mit einem Hohnlächeln, weil er wahrnimmt, wie lächerlich der kleine Maaßstab des Kritlers gegen die Riesenglieder der Natur absticht, deren Dollmetscher er zu seyn, mit der stillen Ueberzeugung weiß, welche das Bewußtseyn einer guten Sache immer zu begleiten pflegt. Jener hingegen, den die Natur nicht selbst in Schutz nimmt, findet seine Persönlichkeit angegriffen, und wird desto erbitterter, je mehr er in dem Tadel, der seine Werke trifft, einen Angriff auf sein Ich wahrnehmen muß.

Die Deutschen sind vielleicht überhaupt keine Nation, für welche sich Literatur oder Kunst schicken kann, ob sie gleich so ziemlich damit fertig werden. Es muß erst auf irgend eine Weise in sie gewirkt seyn, und sie müssen ihren natürlichen Zustand durchaus überschreiten, wenn sie irgend ein Werk der schöneren Literatur hervorbringen wollen. Sie wirken, so zu sagen, nicht von Haus aus auf ihren Gegenstand, sondern sie müssen sich selbst erst in ein Verhältniß zu ihm gesetzt haben, in welchem sie ihn immer betrachten müssen, wenn sie ihn bearbeiten wollen. Sie müssen aller Orten ihre Lieblingsempfindungen wiederfinden, und selten lassen sie den Gegenstand selbst so auf sich wirken, als er, seiner Natur nach, wirken müßte. Deshalb haben wir, bey der hohen Stuffe, auf der unsere Literatur stehet, noch immer einen Mangel an guten Gesch[illegible]rn,

unterdessen wir schon, ich möchte sagen, einen Ueberfluß von guten Dichtern haben. Unsere besten Geschichtschreiber sind mit einem Hume oder Robertson auch nicht einmal zu vergleichen. Wir würden uns beleidigt finden, wenn man unsere Literatur mit der spanischen vergleichen wollte, und dennoch haben wir keinen Geschichtschreiber, der so klassisch wäre, als für seine Nation Herrera, der abergläubische, ungebildete Herrera, es ist. Hingegen hat unsere Literatur eine Misgeburt hervorgebracht, die nur ihr eigen ist, den historischen Roman. Es wäre wol der Mühe werth, daß ein Psycholog es untersuchte, welcher Fehler der Einbildungskraft und des Verstandes bey unsern Schriftstellern zum Grunde läge, daß sie, unempfindlich für die hohe Einfalt der historischen Wahrheit, nur durch die bunten Gaukeleien einer regellosen Einbildungskraft belebt werden können. Die Natur ist zu stark für sie, sie können sie nicht fassen, und ihre edelsten Züge gehen für sie verloren, wenn sie nicht zufälliger Weise mit einigen kleinen Lieblingsempfindungen des Geschichtschreibers zusammenhängen. Die Natur, die aus den Gegenständen, die sie bearbeiten, bey ihnen anspricht, erhält nur dann eine Antwort, wenn diese Antwort schon vorher bey ihnen bereit lag; sie richten sich nicht nach den Fragen der Natur, sondern die Natur muß sich nach ihren Antworten richten. Deshalb müssen sie bey ihren Arbeiten ihren Ideenverbindungen allein überlassen seyn, und nur dann geht es mit ihnen von statten, wenn sie in jeder Idee

einen

einen gleich nahen Uebergang in jede andere sehen können. Ihr Zustand ist der eines Knabens, den man auf einen großen majestätischen Platz führt. Er erkennt und begreift nichts von allem, was man ihm zeigt, und seine Lebhaftigkeit verliert sich in einer trägen Langeweile. Aber zeigt ihm eben diesen Platz in einem Kuckkasten, und ihr werdet sehen, daß seine Lebhaftigkeit nun desto ausschweifender wird.

Wenn die Deutschen schöne Literatur haben sollen, so muß sie unter einer beständigen Aufsicht seyn. Die Kritik muß sie überall begleiten, und darf sie nicht aus den Augen lassen. Sobald sie sich selbst überlassen ist, geräth sie in eine Verwirrung, welche zu einem Zustande führt, der noch schlimmer ist, als die Barbarey, aus der sie uns retten soll.

Hier muß nun auch vorzüglich die Kritik der Sprache das Ihrige thun. Sie muß vorzüglich darauf ausgehen, alle die Eigenheiten unsrer Sprache aufzusuchen, welche durch Mangel an Genauigkeit und Bestimmtheit, durch Vielseitigkeit, Dunkelheit und andere Fehler, dunkle Vorstellungen und verworrene Gefühle begünstigen können. Die Kritik muß das für die Literatur seyn, was eine gute Polizey für den Staat ist, indem sie Haussuchungen anstellt, und die Oerter durchsucht, an welchen sich verdächtiges Gesindel aufhalten könnte.

Wir hätten nicht eher schöne Literatur aufnehmen sollen, ehe unsere Sprache eine Genauigkeit erreicht hatte, wie sie die strengsten Vorschriften der Vernunft nur fordern kann. Dann erst hätten wir sehen können, was schöne Literatur, an und durch sich selbst, für uns vermöchte, und ob wir ihrer überall fähig wären. Allein sie fand eine volle, üppige Sprache vor, der es bey ihrem Reichthume durchaus an Kritik fehlte. Diese nahm sie in Besitz und erhielt sich dadurch in ihrer prekären Existenz. Man fühlte zwar, daß dabey nicht alles so ganz recht sey; die Kritik machte sich auf, aber es fehlte ihr an einem Grunde, sie ward irre, wußte nicht, was sie loben oder tadeln sollte, ward in der Verlegenheit eine Partheygängerinn, half selbst mit unsere Literatur zu verderben, und kam am Ende dahin, daß sie selbst einer Kritik bedurfte.

Nun fühlte man das Bedürfniß, unsrer Sprache Consistenz zu geben. Der gründliche Deutsche schämte sich eine so ungründliche Sprache zu haben, und war mit Eifer darüber aus, ihren Grund und Boden zu untersuchen. Er drang tief in die Sprache ein, und untersuchte sofort die Wurzelwörter. Man weiß schon, daß der Deutsche sich nur zu oft durch eine falsch verstandene Gründlichkeit täuschen läßt, und so ging es ihm auch hier. Unsere Gelehrten wandten allen ihren Fleiß auf, die letzten Bestandtheile der Sprache aufzufinden, und sie zeigten in diesen Beschäfftigungen die ganze Stärke ihres wissenschaftlichen Scharf-

sinns.

sinns. Nur war es mit dieser Arbeit noch ein wenig zu früh; wir konnten nun zwar einige wahrhaft gründliche Männer mehr aufweisen, einen Fulda, Hemmer, Nast: aber unsrer Literatur selbst war noch nicht geholfen. Die Aufgabe war: die Sprache aus sich selbst zu kritisiren, und ihr ganzes Gebiet mit Einem kritischen Blicke zu durchstreifen. Diese Arbeit hatte aber bey den Deutschen Gelehrten, welche gern eine Menge von Principien verarbeiten, zu wenig den Schein, als ob sie sich wissenschaftlich behandeln ließe, und also ward sie, als eines gründlichen Gelehrten unwürdig, verworfen. Daß eine Kritik der Sprache und des Stils für itzt verdienstlicher gewesen wäre, als ihre Grundgebäude, ist augenscheinlich, aber auch schwieriger war ein solches Unternehmen. Hier entscheidet nur der erste Blick, welcher nur in einem Augenblicke, oder niemals, richtig gefaßt werden kann; dort warten Principien, die mir nicht entgehen, und um die sich meine Untersuchung, wie um so viel ausgesteckte Pfähle, zur Bezeichnung des Weges, in voller Muße winden kann.

Adelungs unsterbliche Verdienste um unsere Sprache sind Jedem bekannt. Er war der Erste, der den Deutschen Stil kritisirte, aber seine Kritik betrifft mehr den Stil der Schriftsteller, als den Geist der Sprache. Um diesen ist es uns zu thun. Wir müssen die Schritte, die wir zu voreilig vorwärts gethan haben, wieder zurück thun, und uns für erst an eine Genauigkeit gewöhnen, die an Pedanterie gränzt. Wenn man

den Gang anderer Sprachen mit Aufmerksamkeit betrachtet, so kann man nicht anders, als mit Erstaunen und Beschämung wahrnehmen, wie sehr die unsrige ihnen an Bestimmtheit nachsteht. Was hilft uns der Reichthum unsrer Sprache, wenn wir nicht mit ihm haushalten können? *) Die Gram=

*) Man muß sich überhaupt in den Urtheilen sehr in Acht nehmen, die man über den Reichthum oder die Armuth der Sprachen fället. Wenn der Araber 300 Wörter hat, einen Löwen zu benennen, so ist dies offenbar eine Unvollkommenheit der Sprache. Es kömmt nicht auf die Menge der Zeichen an, sondern auf die Art, wie sie verbunden werden können. Die Völker am caspischen Meere treiben ihren Pelzhandel mit zwanzig Wörtern. Je mehr eine Nation cultivirt wird, desto mehrerer Beziehungen wird sie fähig, und dann erfindet sie auch leicht für jede ein Zeichen. Man nennt es Armuth der römischen Sprache, wenn sie für Epikurs ἡδονη kein passendes Wort hatte, wodurch sie denn verursachte, daß Epikurs Philosophie durchaus unter den Römern misverstanden werden mußte, weil sie es nur durch voluptas übersetzen konnten. Allein dies ist nicht eigentlich Armuth der Sprache zu nennen, sondern die Römer kannten die bezeichnete Sache noch nicht, hätten sie aber leicht bezeichnen können, wenn sie sie gekannt hätten. Wir können es sehr genau durch: "angenehme Empfindungen" ausdrücken, allein wenn wir deshalb unsre Sprache reicher nennen wollen, so machen wir ihr damit ein sehr unbefugtes Compliment. Die Römer nemlich kannten gar die angenehmen Empfindungen nicht. Dieser kann man nicht fähig seyn, wenn man nicht für Unlust

Grammatiker und Commentatoren der alten römischen Scribenten zeigen oft ein so starkes kritisches Gefühl, daß sie unsere tiefsten Sprachforscher beschämen können, und die Anforderungen, die sie an ihre Schriftsteller machen, sind von der Art, daß sie die besten der unsrigen zur Verzweiflung bringen könnten. Wenn wir nun auch, unter veränderten Umständen, von dieser Strenge vieles nachlassen müssen, so müssen wir doch unsern Schriftstellern ihr Handwerk ein wenig schwerer zu machen suchen, und deshalb unsere Sprache bis auf den Grund durchsuchen, damit ihnen kein Ort übrig bleibe, in den sie sich mit ihrer schädlichen Kunst hinflüchten können. In einem einzigen überflüssigen Worte, in einer einzigen Wendung, die so unschuldig und unschädlich scheint, liegt oft ein ganzes Nest irriger Begriffe versteckt.

Wir sind indessen keinesweges gewillet, das Haus anzuzünden, um einen Kobold zu verjagen. Wir rathen nur der Deutschen Sprache den ungesunden Schwulst zu nehmen, wodurch ihre Nerven und Sehnen desto besser werden wirken können.

Daß unsere Sprache nicht einer großen Genauigkeit fähig seyn sollte, leidet keinen Zweifel.



Unlust und andere Modifikationen empfänglich, also schwächer ist. Der starke Römer war gar nicht fähig, dergleichen aufzunehmen, und konnte über seinen natürlich gesunden Zustand durch nichts Anderes erhoben werden, als durch die Erschütterungen der Wollust.

Indem wir uns auf der einen Seite von Griechischer Genauigkeit entfernen, und die Französische Sprache von der Griechischen lernen lassen, treffen wir auf der andern Seite, wo die Französische sie verläßt, wieder mit ihr zusammen, und zwar auf einer Seite, wo es uns eben so viele Ehre macht, mit der Griechischen ausgehalten zu haben, als es gegen die gute Sache der Französischen Sprache Verdacht erregt, gerade hier von ihr abgewichen zu seyn.

Die Franzosen ahmen die Genauigkeit der Griechischen Sprache nach, mit welcher sie jeder Sache ihren bestimmten Sitz anweiset, und das Zeichen für diese Sache nicht mehr und nicht weniger bezeichnen läßt, als in der Sache zu finden ist; und das Prädikat dem Subjekte auf das allergenaueste anzupassen sucht. Man betrachte einmal diese Ausdrücke: das Glück hat verbundene Augen; sie hat schöne Hände; ich habe keine Zeit; gegen die Französischen: la fortune a les yeux bandés; elle a les mains belles; je n'en ai pas le tems. Der Französische Ausdruck ist bestimmt, und schränkt das Prädikat genau auf das Subjekt ein; der deutsche weiset, so zu sagen, nur in's Blinde hinein, und muß sich mit einem: "es versteht sich von selbst" behelfen. "Das Glück hat verbundene Augen" — man frägt hier: diese verbundenen Augen wären doch wol die ihrigen? und so albern die Frage auch zu seyn scheint, so muß man doch auch dergleichen Schikanen zuvorzukommen wissen. Der Franzose thut es, indem er sagt: die Augen, die das Glück hat, sind verbunden,

bunden, denn das sagt der Ausdruck: la fortune a les yeux bandés. Eben so: die Hände, die sie hat, sind schön: elle a les mains belles. Auffallender ist die Unbestimmtheit in dem Ausdrucke: ich *wollte* es wol thun, allein ich habe keine *Zeit*. Pedantisch wäre, zu sagen: ich habe die Zeit nicht, welche erfordert würde, es auszurichten. Der Franzose spricht wirklich so, ohne sich einer Pedanterie schuldig zu machen: je n'en ai pas le tems.

Eben so bedienen sich die Griechen ihres Artikels. "Das Glück hat schnelle Abwechselungen" sagen wir. Wenn man diesen Ausdruck näher betrachtet, so findet man, daß er das gar nicht ausdrückt, was er sagen soll, und daß man, wenn man schikaniren wollte, darauf bestehen könne, daß man ihn nicht verstehe. Denn was sagt der Ausdruck: "das Glück hat Abwechselungen"? da hier nicht angezeigt worden ist, was das für Abwechselungen sind, ob sie wieder aufs Subjekt zurückgehen, und nur von ihm ausgesagt werden sollen, da man sieht, daß etwas Anderes gesagt sey, als man bey dem Ausdrucke denket: das Glück wechselt ab; so kann man, da man gar nicht durch den Ausdruck gezwungen ist, zu verstehen, daß diese Abwechselungen das Glück selbst betreffen, getrost sagen: man verstehe den Ausdruck nicht, weil er überall keinen Sinn habe. Das Adjektiv schnell vermehrt die Unbestimmtheit noch, indem es etwas einknüpfen soll, was man vorzüglich ausheben, und worauf man ruhend bleiben soll, als ein bloßes Beywort aber, das man getrost

trost wegdenken kann, weil es im Subjekte schon enthalten seyn müßte, ganz und gar nicht die Achtung für sich erregt, daß man ein besonderes Augenmerk auf dasselbe richten sollte. Der ganze Ausdruck geht also verloren, und sagt nichts.

Es liegen zwey Umstände in ihm, deren jeder besonders bemerklich gemacht werden muß. Erstlich: daß das Glück Abwechselungen unterworfen ist. Dieses zu bezeichnen, könnte man am kürzesten damit abkommen, daß man das Prädikat in einem Zeitworte beylegte, als welches dasselbe auf das Subjekt genau einschränkt. Warum sagt man also nicht: "das Glück wechselt ab"? Man will den Umstand einknüpfen, daß diese Abwechselungen schnell vor sich gehen, und diesen Umstand giebt (aus Ursachen, welche in der Folge deutlicher werden entwickelt werden) ein bloßes Beywort nicht besonders an. Man muß also die ganze Redeart verändern, und auf welche Weise dies geschehen müsse, muß man von den Griechen lernen.

Τα της τυχης ὀξειας ἐχει τας μεταβολας. So lautet der Ausdruck im Griechischen. Man analysire diesen Ausdruck, und man wird finden, daß er eigentlich sagt: Die Abwechselungen des Glücks, sind schnelle Abwechselungen.

Eben so würde man diese Periode: συνεληλυθασι προς ἐμε τοσουτοι, ὡς' εἰναι ἐν τῃ οἰκιᾳ τεσσαρες και δεκα τους ἐλευθερους, gerades Weges so übersetzen: es versammelten sich so

so viele Menschen bey mit, daß dreyzehn Freie zugegen waren. Der Grieche sagt weit genauer: "daß der Freien, welche zugegen waren, dreyzehn waren."

Auch in einigen Wendungen kömmt die Französische Sprache mit der Griechischen überein, und es kommen zuweilen Fälle, wo man diese aus jener erklären kann. Es liegt überhaupt in den Wendungen etwas ganz Besonderes zum Grunde, welches wol eine tiefere Entwickelung verdiente. Bey der Stelle im Pindar zum Beyspiele

"ἐχει δε ὀλβος οὐμειωνα φθονον"

kömmt uns die Französische mit einer sehr glücklichen Erklärung entgegen, indem sie uns die Uebersetzung an die Hand giebt: pour être riche, on n'en est que plus exposé à être envié. Warum aber sehen wir diese nicht in der deutschen Uebersetzung, welche eben das sagt: "wenn man reich ist, so wird man nur desto mehr beneidet"?

Auf der andern Seite kömmt uns bey einigen Stellen in den Griechischen Schriftstellern der Unterscheidungsgeist unserer Nation, welcher, wider alles Vermuthen, sich hier in einer besondern Stärke zeigt, vortreflich zu statten. In Aeschylus Persern sagt die Gemahlinn des Darius von Athen, es läge

"τηλε προς δυσμας ἀνακτος ἡλιȣ φθινασματων"

Hier würden uns, wie jeder andern Nation, die δυσμαι φθινασματων widersinnig scheinen, wenn wir

wir nicht, im Falle der Noth, Untergang und Untergehung unterscheiden könnten.

Und hier ist es nun, wo unsere Sprache die Griechische, wo nicht einholt, doch ihr gleichzukommen trachtet. Die Griechische Sprache hat die Eigenschaft, daß sie den Akt einer Handlung von der Handlung selbst unterscheiden kann (Ipse actus faciendi und ipsum factum). Sie hat daher für einige Nennwörter zweyerley Endungen, deren die Eine das Erstere, die Andere das Zweyte ausdrückt. Auf diese Weise lassen sich zwey Columnen bilden, in welchen man die verschiedenen Bedeutungen bequem übersehen kann, und die man nur einmal hinunter gelesen zu haben braucht, um einzusehen, was mit einer solchen Unterscheidung gemeynt sey. Wir wollen zu dem Ende nur einige Wörter aussuchen, welche die folgenden seyn mögen:

| 1. | 2. |
|---|---|
| προσταξις | προσταγμα |
| τμησις | τμημα |
| αἱρησις | αἱρημα |
| κτησις | κτημα |
| κρισις | κριμα |
| κοσμησις | κοσμημα |
| παθος | παθημα |
| δοξις | δογμα |
| πραξις | πραγμα |
| θεσις | θεμα |

Man

Man wird, nach einigem Nachdenken, gewahr werden, daß die unter 1. begriffenen Worte die Absicht haben, zu verstehen zu geben, daß man sich die Handlung als geschehend vorstellen solle; die unter 2. hingegen, daß man sich dieselbe nach ihrer Folge und in einer Dauer vorstellen solle. Wir wollen nun sehen, in wie weit es der Deutschen gelingt, diesen Unterschied gleichfalls durch eine bloße Biegung an dem Nennworte selbst, anzugeben, und wollen da, wo sie ihn nicht auf diese Weise bezeichnen kann, diejenigen Wörter nennen, welche, ohne eine äußere Verwandtschaft der Bildung, hierzu dienen müssen.

| 1. | 2. |
|---|---|
| Verordniß | Verordnung |
| Theilung | Theil (Abschnitt) |
| Das Wollen (volitio) | Der Wille (voluntas) |
| Besitzung | Besitz |
| Das Urtheilen | Das Urtheil |
| Die Schmückung (ornatio) | Der Schmuck (ornamentum) |

Anmerk. Schmuck heißt eigentlich κοσμος, ornatus. Ich zweifle, ob wir für κοσμημα ein eigentliches Wort haben. Verzierung drückt es nicht aus. Man könnte von Fresko-Malereien, von Arabesken und dergl. sagen: es sind κοσμηματα; aber von jedem Ornate muß man sagen: κοσμος. Der Unterschied ist also der, daß bey dem letztern ein gewisser Zweck zum Grunde liegt, um dessen willen das Ganze da ist, setzt also eine Ordnung nach Regeln voraus, daher auch κοσμος die Welt heißt. Ein κοσμημα hingegen ist nur um sein selbst willen da, und hat keinen Zweck als eine freie Beschäfftigung der Phan-

Phantasie. Hingegen ist sowohl der, welcher auf das Erste, als der, welcher auf das Letztere ausgeht, mit einer κοσμησις beschäfftigt.

Die Handlung — Die That

Anmerk. Man findet: αἱ πραξεις, τα πραγματα, τα πεπραγμενα, τα πραχθεντα. Wir haben für alle nur das einzige: **Thaten**. Ich will hier nur den Unterschied der beiden letztern auseinandersetzen. Es ist unmöglich, im Deutschen dasselbe auf eine ähnliche Art auszudrücken, weil unsern Zeitformen die Vollkommenheit und Bestimmtheit fehlt, die die Griechischen haben. Nach dieser können sie Zeitwörter zu Nennwörtern erheben, und doch den Vortheil der Zeitbezeichnung beybehalten. Τα πεπραγμενα sind gerade zu: geschehene Thaten; indem die Form des Nennworts die Sache bezeichnen hilft, und die Zeitform auf eine vergangene Zeit deutet, welcher sie gegenwärtig war. Τα πραχθεντα hingegen bezeichnet mehr, indem die Zeitform nicht bloß das Vergangen-seyn bezeichnet, und auf eine unbestimmte Succession von Zeittheilen hindeutet, sondern, nach der Natur des Aorists, besonders einknüpft, daß man sich den Anfang und das Ende der Handlung vorstellen solle. Man findet es deshalb immer in Beziehung auf einen Handelnden gebraucht, τα πραχθεντα αὐτῳ, aber nie, τα πεπραγμενα αὐτῳ.

Eine Meinung — Die Meinung

Anmerk. Da wir für δοξις sowohl als für δογμα nur das Wort **Meinung** haben, so ist vielleicht der Unterschied zwischen beiden nur auf diese Weise zu treffen. Sie unterscheiden sich, wie im Lateinischen opinio und opinatus. Man hat auch noch δοξα, und man könnte diese drey Worte: δοξις, δογμα, δοξα, am füglichsten durch: Meinung, gefasste Meinung, obwaltende Meinung,

Meinung übersetzen. Der Grieche sagt von dem, welcher gerühmt wird: ἐν δοξα ἐςι· es würde keinen Sinn haben, wenn es hieße: ἐν δογματι ἐςι, oder: ἐν δοξει ἐςι.

Empfindungsvermögen (affectio) Empfindung (affectus)

Setzung Satz *)

Es wäre eine leichte, aber verdienstvolle Arbeit, allgemeine Regeln über diese Bildung der Wörter festzusetzen, und ihre Gränzen zu bestimmen, nur müßte man vorher Fälle genug gesammelt haben. **)

Sind

*) Noch genauer verfährt die deutsche Sprache da, wo sie durch eine Biegung des Particips angiebt, ob eine Wirkung im Verhältnisse zu ihrer Ursache, oder für sich betrachtet werden solle. Man sagt: er ist verdorben, der Schnee ist geschmolzen, eine verworrene Rede; aber im Verhältnisse zu der Ursache: das Laster hat ihn verderbt, die Sonne hat den Schnee geschmelzt, die Einwürfe haben ihn verwirrt.

**) Unterscheidungen überhaupt, wenn man darunter verschiedene Bezeichnungen für verschiedene Modifikationen desselben Begriffes versteht, finden sich in den neuern Sprachen in Menge. Ich will hier nur die Worte eines Engländers anführen, welcher über seine Sprache Betrachtungen anstellt: When we consider the nice distinctions in language, and the particular expressions appropriated to certain things, it will seem almost impossible, to attain perfect accuracy in any tongue, we have not been conversed with from our infancy. For example, what a variety of ways

Sind die Franzosen irgendwo in ihren Bemühungen, der griechischen Sprache nachzukommen, unglücklich, so ist es in ihren Zusammensetzungen, die sie behuf der Wissenschaften erfinden. Hier sagen sie oft gerade das Gegentheil von dem, was sie sagen wollten. So haben sie die Wörter: oxygéne, hydrogéne, in die Physik eingeführt, und

ways we have to signifie imprisonment, each of which is particulary significant of some peculiar mode of it, and would be a solecism if applied to any other. A criminal is taken up, or apprehended. If kept for trial, he is committed, if for punishment he is imprisoned, a soldier is confined, an officer is put under arrest, a debtor is arrested: similar as the two last expressions appear, what very different ideas are conveyed by saying: Captain N. is arrested or put under arrest. — Dergleichen Unterscheidungen sind aber mehr genau als fein, und gründen sich auf die Nothwendigkeit, verschiedene Begriffe auf verschiedene Weise zu bezeichnen. In den ältern Sprachen gründen sie sich auf bemerkte Verschiedenheit ähnlich scheinender Sachen, und sind ein Werk des Scharfsinns. Es ist in der That zweyerley, wenn man sagt: Hauptmann N. ist, wegen eines Versehens im Dienste, in Arrest gebracht, und: er ist, Schulden halber, arretirt, und es ist billig, ja nothwendig, daß man sich dabey zweyerley Bezeichnungsarten bedient; aber das Wirken einer Handlung von ihrer Wirkung zu unterscheiden, dazu wird schon ein Talent erfordert, verborgene Eigenschaften aufzufinden, da hingegen dort nichts Verborgenes ist.

und wollen damit Principe bezeichnen, welche Säure und Wasser erzeugen. Allein oxygène heißt nicht, was Säure erzeugt, sondern was von Säure erzeugt wird, und hydrogène, was von Wasser erzeugt wird. Azote heißt, was kein Leben hat, nicht, was des Lebens beraubt. Die Wörter, mit denen sie erst neuerlich ihre Sprache bereichert haben, sind nun vollends von der Art, daß die Kritik beschämt und voll Erstaunen zurücktreten muß. Sie werden hier selbst für die Satire zu lächerlich, und es wäre selbst einem Swift oder Rabener unmöglich, diese Lächerlichkeiten lächerlich zu machen.

Auch in der griechischen Sprache findet man noch Spuren der ersten Rohheit, welche die sonst so sorgfältigen Griechen zu vertilgen versäumt haben. Hierher gehören manche Zusammensetzungen *) und

*) Merkwürdig ist es, daß die Griechen, die sonst die Sachen so genau nehmen, in ihren Etymologien und Ableitungen eine so große Sorglosigkeit zeigen, und daß sie, wenn sie sorgfältig seyn wollen, in Albernheiten verfallen. Wer kennt nicht die Etymologieen der Stoiker? (S. Heusinger ad Cic. de off. I. 7.) Wenn man μητηρ abgeleitet findet von μη τηρεισθαι, so kann man sicher darauf bauen, daß es mit dieser Erklärung völliger Ernst sey. Aber welche Unbekanntschaft mit dem Gange der Sprachcultur setzt es nicht voraus, wenn man dergleichen auf Treu und Glauben annehmen soll. Doch mögen dies Träumereien von Gelehrten seyn, welche ein falscher Erklärungsgeist leitet! Aber selbst beym Pindar trifft man Etymologieen, die er nicht

und Redearten, vorzüglich diejenigen Constructionen, wo das Zeitwort den Akkusativ der Person und der Sache regiert. Insbesondere gehört der Dual

nicht würde gewagt haben, wenn er bey seiner Nation nicht einen Sinn für dergleichen wahrgenommen hätte. Er leitet 'Ιαμος von ἰον (Viole), und von λας (Stein) λαοι (die Völker) ab. Beym Plutarch (im Alexander, 329.) findet man eine Ableitung aus dem Stegreife. Der Gruß des Indischen Philosophen war καλε, und man nannte ihn deshalb Καλανος. Man sollte glauben, daß die Römer sorgfältiger hierinn verfahren wären, wenigstens schienen dem Martial einige unrichtige Ableitungen wichtig genug, um sie in besondern Epigrammen zu bestrafen. Es hatte Jemand seinen Koch Mystillus, vom Griechischen μυςιλλω, genannt, eine Ableitung, welche ungefähr von der Art ist, als wenn man von amo machen wollte amus statt amans. Eben so richtig, sagt Martial, könntest du ihn Taratalla genannt haben. Er bezieht sich hier nemlich auf den bekannten Vers im Homer: μυςιλλον τ' ἀρα τ' ἀλλα. So spottet er auch Epigr. 171. l. VI.

Cinnam, Cinname, te iubes vocari,
Non est hic, rogo, Cinna, barbarismus?
Tu si Furius ante dictus esses,
Fur ista ratione dicereris.

Auf der andern Seite verfallen sie aber in die abentheuerlichsten Etymologieen. Credimus, sagt Cicero, quia fit, quod dictum est, appellatam **f i d e m**. Tusc. Quaest. III. 9. leitet er frugalitas her: a fruge, qua nihil melius e terra; nequitia ab eo, quod nec quicquam in tali homine. Zuweilen aber wird er dadurch auf vortrefliche Erklärungen geleitet.

So

Dual in diese Periode, dessen Ursprung **Blair** sehr gut erklärt *). Man erhebt oft die Simplicität der Alten, die auch in ihrer Sprache herrsche, und führt, zum Beyspiele, Ausdrücke an, wie dieser: οὐρανοθι προ, vor im Himmel. Man hat neuerlich die Bemerkung gemacht, daß die Simplicität der Alten die Simplicität der Kinder gewesen, und daß sie selbst nichts davon gewußt. Diese Bemerkung ist unstreitig wahr, schadet aber der guten Sache der Griechen keineswegs. Erkünstelte Natur, oder Simplicität durch Studium ist Grimasse. Jene Kindersimplicität findet sich nun auch in jenen belobten Ausdrücken, und wir müssen sie deshalb in die Kindheit der Sprache zurückweisen, wohin sie gehören. In der That, wer erinnert

So unterscheidet er invidia und invidentia. "Invidia tum est, cum invidetur, ab invidendo autem invidentia recte dici potest, ut effugiamus ambiguum nomen invidiae, quod verbum ductum est a nimis intuendo fortunam alterius." Invidentia ist also nur zu große Aufmerksamkeit auf das Glück Anderer, invidia, Schmerz über dasselbe, der eigentliche Neid.

*) "In the hebrew, greek and some other ancient languages, we find, not only a plural, but a dual number; the rise of which may very naturally be accounted for, from separate terms of numbering not beeing yet invented, and one, two, and many, beeing all, or, at least, the chief numeral distinctions, which men, at first, had any occasion to take notice of."

erinnert sich wol nicht bey jenem Ausdrucke: οὐρανοϑι προ, seiner Knabenjahre, wo er Empfehlungen von zu Hause zu bestellen pflegte *).

Die Griechen bedienen sich selten der Präpositionen, wo sie ein Verhältniß angeben wollen. Auch dies gehört in die Rohheit der Sprache. Die Grammatiker sind sehr geschäftig, in diesen Fällen eine Präposition anzugeben, welche ausgelassen seyn soll, und durch deren Ergänzung allein es begreiflich werde, wie eine solche Biegung des Nennworts statt haben könne. Allein am oftesten ist solch eine Ergänzung gar nicht nöthig, indem die Griechen sich das Verhältniß gar nicht so dachten, als wir es uns vorzustellen pflegen, wenn wir es durch Präpositionen angeben. Z. E. παυε ϑρηνων, ληγε πονων.

Die Griechen dachten sich hier wirklich ein Verhältniß, wie es der Genitiv, seiner Natur nach, angiebt, und wenn sie sagten: ἐληξα πονων, so bedeutete dies eigentlich so viel: "die Arbeiten, die ich verrichtet habe, sind Ursache, daß ich von mir aussagen kann, daß ich ein von diesen Arbeiten Ruhender bin." Man stoße sich nicht an das pedantische Geklingel, welches bey Untersuchungen dieser

*) Auch müßte dann diese gepriesene Einfalt in der Sprache des niedersächsischen Bauern wiederzufinden seyn, welcher, ganz nach dieser Analogie, wenn man ihn nach dem Alter seines jungen Pferdes fragt, antwortet: daß es von sinten Freujahre (von seit dem Frühjahre) sey.

dieser Art unvermeidlich ist. Es hat freilich etwas Widriges, allein wir sind hier mit einer Anatomie beschäfftigt, und auf einer Anatomie kann es nicht säuberlich hergehen. Ueberdem haben dergleichen Analysen das Gute, daß sie zeigen, aus welchem Chaos dunkler Begriffe die Sprache hervorgegangen, und daß sie, in ihrer jetzigen Beschaffenheit, nur Zeichen von Zeichen in sich schließt. — Das Verhältniß, welches in jenem Ausdrucke angegeben liegt, ist übrigens nicht nur verworren gedacht, sondern in der That auch falsch. Es wird dadurch von einer Ursache als eine Wirkung ausgesagt, daß sie nicht mehr wirke.

Zu verwundern ist es indessen, daß die Griechen, so sehr sich ihre Sprache verfeinerte, dennoch sich so wenig mit willkührlichen Zeichen belasteten. Herr **Hillmer** macht auf die ausserordentliche Fruchtbarkeit der Deutschen Stammwörter aufmerksam, und sagt, daß wir hierinn den Griechen unter allen übrigen Nationen die ähnlichsten wären. "Doch, fährt er fort, sind wir den Griechen hierinn nur ähnlich, nicht vollkommen gleich. Dies beweiset schon ihre weit kleinere Anzahl von willkührlichen Ur- oder Stammwörtern. **Kind, spielen, erziehen, Lehre, Schule,** heißen im Griechischen: παις, παιζειν (gleichsam **kindern**) παιδευειν, παιδευμα, παιδευτεριον. So viel Deutsche, so viel eigene Stammwörter; im Griechischen ist παις das Stammwort von allen übrigen. **Bruder, Mensch, Freund, Auge,** sind lauter willkührliche,

kührliche, nichtssagende Bezeichnungen ihres Gegenstandes; nicht so die Griechischen: ἀνθρωπος, ἀδελφος u. s. w."

In einem noch helleren Lichte zeigt sich die Vortreflichkeit dieser Bezeichnungsart, da, wo sie Ursache wird, daß man sich nicht in Vorurtheilen verliert, zu welchen sonst willkührliche Bezeichnungsarten in der Sprache zu verleiten pflegen. Vorzüglich wird eine gewisse liebenswürdige Unbefangenheit bemerklich, mit der sie Sachen behandelten, denen wir uns nur in einer gewissen Aengstlichkeit und mit einem trübseligen Ernste zu nahen pflegen. Dieser trägt sich denn auch auf die Zeichen fort, und macht sie schwerfällig und operös. Wir haben sogar ein Zeugungs g e s c h ä f t, ein Verdauungs g e s c h ä f t, woraus man sich bey andern Nationen ein Vergnügen macht.

Man betrachte einmal das Griechische Wort: τα νενομισμενα. Was bedeutet der Ausdruck den Worten nach? illa, quae putaverunt homines. Und was heißt es in der Sprache? die Gesetze. Wie philosophisch! Die Sprache ist das Werk ungebildeter Menschen, und diese Menge hat das Talent, das so manchem grund- und tief-gelehrten Manne abgeht, die Sachen in ihrer einfachsten und reinsten Gestalt zu sehen, in einem so hohen Grade. Denn was sind Gesetze anders, als modi, einen Staat möglich zu machen? Liegt nicht in diesem einzigen Worte das, was S c h l o s s e r so ungemein scharfsinnig entwickelt hat, indem

er

er die Civil-Gesetze definirt: Bestimmungen der Meinungen einer Nation, von dem, was Recht oder Unrecht sey? Dadurch waren denn auch die Griechen gesichert, von einem Natur- und Völkerrechte zu träumen, welche Ehre den neuern Zeiten, und in diesen den Deutschen aufgehoben blieb.

Die Tugend nannten sie schlechtweg: "das, was gefällt," aber sie nannten sie κατ' ἐξοχην so. *)

Wer kennt nicht die Griechische Μνημοσυνη, die Mutter der Musen? Pausanias erzählt von einem Griechischen Volke, welches der Μνημη einen Tempel errichtet. Es hat ein gelehrter Schulmann ein Programm über diese Stelle geschrieben, in welchem er, nach diesem Zeugnisse, beweisen will, daß die Griechen viel auf die Gedächtnißkunst, und auf Uebungen des Gedächtnisses gehalten, wodurch er vermuthlich eine gute Meinung für das Vokabelnlernen erwecken will. Allein so gut hatten es die Griechen für diesesmal nicht gemeint. Μνημη heißt Erinnerung.

Die Musen sind, wie der Name besagt, die Göttinnen der Forschung. Ihre Mutter, Mnemosyne, ist die Göttinn der Erinnerung. Kann man eine schönere Dichtung erfinden, um die Wahrheit darinn zu verstecken, welche, ohne Schmuck, in kahlen Worten gesagt, manchem so hart und unbillig

*) Nach einer Bemerkung von Valkenaer: ἀρετη von ἀρεσκομαι.

billig schien: daß wir nichts lernen, was wir nicht schon wissen, und daß alles unser Philosophiren nur Erinnern ist? Wenn du forschen willst, sagten die Alten, so wecke in deinem Verstande die schlummernden Begriffe, und warte nicht auf Orakelsprüche und Offenbarungen einer Philosophie. Jenes Volk also, welches der Μνημη einen Tempel erbauete, wollte so viel sagen: "daß wir bey unserm gesunden Verstande bleiben mögen!"

"Die Alten kannten das Ding nicht, was wir Höflichkeit nennen," sagt Lessing, "ihre Urbanität war von ihr eben so weit, als von der Grobheit entfernt." — Wie sticht unsere Lebensart gegen die παιδεια der Griechen ab? Diese war weiter nichts, als eine Moral, auf dem feinsten sittlichen Gefühle erbauet. Aristoteles nennt es, wie wir es ausdrücken würden, Mangel an guter Lebensart (ἀπαιδευτου ἐςι), wenn Jemand Urheber für Unfälle sucht, die ihn betroffen, und nur durch seine Unachtsamkeit über ihn gekommen. Ein Mensch ohne Sitten, heißt bey ihnen ein απονενοημενος, ein Unsinniger, und alle Charaktere, die Theophrast schildert, sind eigentlich Bemerkung von so viel Fehlern, die gegen die Urbanität begangen werden können, selbst die μεμψιμοιρια u. A. nicht ausgenommen. "Der Neidische, der Hämische, der Rangsüchtige, der Verhetzer, ist der wahre Grobe, er mag sich noch so höflich ausdrücken," fährt Lessing fort, und man kann diese Worte, als Worte eines alten Grie-

chischen Scribenten ansehen, der über den Umgang mit Menschen geschrieben.

Michälis hat in seiner bekannten Preisschrift ein Beyspiel angeführt, wo die Griechische Sprache, durch eine sorgfältigere Bezeichnung, einem Vorurtheile vorgebeugt, welches die neuern, durch eine willkührliche Bezeichnung desselben Gegenstandes, befördert haben. Wir können wol glauben, daß man ohne den Beyfall Anderer fertig werden könne, und unsere Philosophie, die den Mund gern recht voll nahm, versicherte zuweilen, daß der Weise sich selbst genug sey, und sich schätzen könnte, ohne daß er von Andern geschätzt würde.

Die Griechische Sprache hat diesem Irrthume vorgebeugt, indem sie da, wo wir sagen: er hat Ruhm, sagt: ἐν δοξῃ ἐστι, er ist in der (guten) Meinung (der Leute), wodurch sie immer daran denken läßt, daß man keine Ehre haben könne, wenn nicht Andere sie uns geben.

Eben so können sie kleine Inconsequenzen, als solche, bemerklich machen, indem sie, durch eine Bezeichnung derselben, an eine andere erinnern, welche mehr als solche anerkannt wird, und einen Umstand angeben, durch welchen sie eine Aehnlichkeit jener mit diesen entdeckt, und sie also eben so wichtig macht. Welche neuere Sprache hat wol daran gedacht, es als eine Unart zu bezeichnen, wenn man über einen günstigen Vorfall eine unverhältnißmäßige Freude bezeigt? Die Griechische hat es gethan. Sie nennet einen solchen: Φρουδος, einen,

einen, dessen Freude mit dem Gegenstande, der ihn erregt, nicht gleichen Schritt geht, ihn verläßt, und vor ihm herschwärmt. Sie macht diese Inconsequenz dadurch bemerklich, daß sie an die Inconsequenz dessen erinnert, welcher auf einer Reise seinen Gefährten, mit dem er eine gleiche Strecke Weges zurücklegen soll, verläßt, vor ihm hertrabt, und sich einer Eilfertigkeit überläßt, welche die Umstände gegenwärtig gar nicht erfordern.

Ueberhaupt bezeichnen die Griechen das Verhältniß des Handelnden gegen die Handlung genauer und feiner, als wir. Wir sagen: eine Sache mit Eifer betreiben, wo sie sagen: συντεταμενως. Dieser Ausdruck sagt eigentlich: sich mit dem Gegenstande zugleich ausspannen, das heißt: Acht haben, daß keine Veränderung in dem Gegenstande geschehe, ohne daß darauf auch in uns eine erfolge *). Dies sieht man deutlich an dem Ausdrucke:

*) Einige Ausleger der Griechischen Dichter, welche auf diese Bemerkung nicht gekommen waren, haben an den Stellen, zu deren Verständniß man mit dieser Vorstellungsart der Griechen bekannt seyn mußte, nicht gewußt, was sie machen sollten, und in der Verlegenheit Emendationen auf Emendationen gehäuft. So lieset man in der Elektra des Sophokles, V. 686, wo die Rede von dem Wagenrennen ist, bey welchem Orest das Leben verloren haben soll:

ισωσας τῃ Φυσει τα τερματα

und die Ausleger, welche nicht wissen, was sie aus einer so sonderbaren Redeart machen sollen, lesen dafür:

ισωσας τῃ 'Φεσει τα τερματα.

Wenn

drucke: ὁμοσε χωρειν πραγματι, mit der Sache gleichen Schritt halten, welches im Englischen durch die

Wenn man sich in die Vorstellungsart einer Nation finden kann, welche noch keine Wörter für Abstractionen, das heißt, noch keine Zeichen von Zeichen, hat, und sich mit Analogieen aushelfen muß, so braucht man nur jenen Vers wörtlich zu übersetzen: "nachdem er das Ziel seiner Natur gleich gemacht hatte", um einzusehen, daß alle Verbesserungen, die einen sogenannten vernünftigen Sinn hineinbringen sollen, vergeblich sind. Der Handelnde ist hier wieder mit seiner Handlung in einem Verhältnisse betrachtet. Die Natur des Handelnden, d. h. der Inbegriff seiner Kräfte, und der Gegenstand selbst, sind gleichsam in eben so viele gleich große Theile getheilt, und wenn der Handelnde mit seinem Gegenstande fertig werden soll, so müssen die Theile auf beiden Seiten gleich seyn, und jeder Theil im Gegenstande muß durch eine Kraft des Handelnden aufgezehrt werden. So roh diese Vorstellung auch ist, indem sie Verwandtschaft zwischen Dingen findet, die ganz ungleichartig sind, dem Handelnden nämlich, und dem, was der Gegenstand seiner Handlung ist, so dürfen wir doch ja nicht darüber lachen, da man noch in den berühmtesten Lehrbüchern findet, daß die Wirkung ihrer Ursache ähnlich sey, welches doch gerade die verschiedensten Dinge sind. — Nach dieser Vorstellungsart nun ist auch hier der Wettrenner mit der Rennbahn, welches eigentlich das Wettrennen seyn sollte, im Verhältnisse betrachtet, und wenn gesagt wird, daß er das Ende der Rennbahn seiner Natur gleich gemacht, so heißt das so viel: der Gegenstand sey seinen Kräften nicht zu viel gewesen, sondern

die Redeart sehr glücklich nachgebildet wird: to go along with an affair *).

Es ist vielleicht die größeste Vollkommenheit einer Sprache, wenn sie kräftig, ohne Hyperbeln, seyn kann **), und es scheint, als wenn unsere Sprache

sondern er habe ihn mit diesen bewältigt, oder: jener sey diesen völlig angemessen gewesen, also sey die Handlung vollendet. Es ist hier in dem Ausdrucke nichts Poetisches, aber die Figur der Rede ist poetisch, nach welcher gesagt wird: er machte sich dem Gegenstande gleich, statt: der Gegenstand ward ihm gleich befunden.

*) Man könnte mehrere Punkte angeben, in welchen die Englische Sprache mit der Griechischen zusammentrifft. Ich will hier nur das: but for me anführen, welches ganz dem: *εἰ μη δι᾽ ἐμε* entspricht. Α᾽νηρπαςο ἀν, εἰ μη δι᾽ ἐμε: it would have been robbed, but for me (subint. it was not robbed). Im Heliodor findet man eine sonderbare Art, auf welche diese Begriffe ausgedrückt sind: *παρα τοσουτον γεγονε πατρολοιας, παρ᾽ ὁσον ἀντειχεν ἡ τυχη.* Er ward Vatermörder, aber durch einen glücklichen Zufall ward er es nicht. Auch ist das Griech. *φθαναι* ganz durch das Englische no sooner ausgedrückt. Οὐκ ἐφθη φρασαι, he had no sooner sayd it.

**) Die Spanische Sprache, die sonst sehr genau ist, ist dieser Tugend am wenigsten fähig. Es ist oft recht lächerlich, wie sie sich zuweilen vergreift, wenn sie etwas Ausserordentliches sagen will. Lope de Vega sagt von der ehelichen Liebe, welche Einen seiner Helden mit seiner Gemahlinn verbunden, daß sie es im Einzigseyn mit dem Phönix

Sprache diese Vollkommenheit wirklich erlangen könnte. Nur gebe man die Hoffnung auf, ihr den Wohlklang der Griechischen mittheilen zu können.

Phönix habe aufnehmen können. (El fenix con ser unico buscaba, sie suchte den Phönix im Einzig seyn.) Ein anderer Dichter, der seinem Gönner etwas recht Schmeichelhaftes sagen will, sagt: Du bist so groß, daß der Berg Atlas wünscht, daß man seiner Höhe etwas zulegen möchte, weil er befürchtet, daß du ihm sonst über den Kopf wachsest. — Merkwürdig ist es, daß sogar die Griechische Sprache trotz ihrer Nettigkeit und Genauigkeit in einen eben so abentheuerlichen Schwulst, oder vielmehr in eine eben so lächerliche Uebertreibung verfallen kann, ja, daß sie auf dieser Seite mit der Spanischen Sprache, die unter allen neuern in beiden am meisten sündigt, zusammenhängt. In keiner neuern Sprache ist der Ausdruck gewöhnlich, den die Lateiner mit "acuere linguam" geben; nur die Spanier haben, nicht allein in der komischen, sondern auch in der lyrischen Sprache: dar un filo a la lengua en la piedra de la adulacion, die Zunge auf dem Schleifsteine der Schmeicheley abziehen. Gerade so spricht auch Pindar in dem höchsten Schwunge seiner lyrischen Begeisterung:

δοξαν εχω τιν' επι
γλωσσα ακονας λιγυρας,
α μ' εθελοντα προσελκει
καλλιροοισι πνοαις. Olymp. VI. 140.

Welch eine Ideenverbindung! es kömmt mir vor, sagt der Dichter, als ob ich auf der Zunge einen scharfen Schleifstein hätte, der mich, mit meinem guten Willen, zu schön fließenden Gesängen hinreißt. — Möchte es hingehen, daß

er

nen. Unsere Sprache kann harmonisch werden, nie aber musikalisch. Das war die Griechische, und sie ist hierinn nicht dem Grade, sondern der Art nach von der unsrigen unterschieden. Sie hatte eine Tonleiter, die neuern Sprachen haben nur Höhe und Tiefe, und höchstens vier bis fünf Töne. Eine Spur davon sieht man schon bey den aspirirten Consonanten, und den Regeln,

er seine Zunge schleifen will, um zu singen, daß er den Schleifstein auf die Zunge, nicht die Zunge auf den Schleifstein, setzt, so ist doch der Uebergang aus der Metapher, da der Schleifstein auf einmal ziehen muß, da er vorher geschliffen hatte, ganz unverzeihlich. Man kann dem Dichter im Nothfalle dadurch heraushelfen, daß man annimmt, δοξα sey der Gegenstand, der ihm vorschwebte, diese δοξα ist ἐπι γλωσσα; hier ist sie nun freilich sonderbar logirt, aber sie würde auch da nicht hingekommen seyn, wenn sie nicht Schleifsteins Dienste verrichten müßte, denn sie hat φυσιν ἀκονας, d. h. ϑηγει γλωσσαν. Also: diese δοξα προσελκει με κ. π., dieses Bild, das mir vorschwebt, treibt mich mit süßer Gewalt zum Singen. — Wer seinen Pindar lieb hat, der beruhige sich mit dieser Erklärung. Nur kömmt dasselbe Bild Pyth. I. 166. noch einmal vor.

ἀ-
ψευδει δε προς ἀκμονι χαλ-
κευε γλωσσαν.

"Schmiede deine Zunge auf einem wahrhaften Ambos." Wir würden sagen: stähle deine Zunge mit Wahrheit!

Freilich ist hier nicht sowohl die Sprache zu tadeln, als es die Schriftsteller sind.

Regeln, welche bey der Zusammentreffung derselben mit aspirirten Vokalen zu beobachten sind, wobey es auf etwas Anders, als den bloßen Wohllaut abgesehen seyn muß. Auch muß die ungemeine Sorgfalt, mit der sie die Bildung der Wörter behandeln, einen höhern Zweck gehabt haben, als sie maulgerecht zu machen. Sie kehren und wenden die Wörter von allen Seiten, verbannen jeden Consonanten, bey dem die Zunge ein wenig anstoßen könnte, und stopfen das Wort hinten und vorn so lange mit allen Arten von Vokalen aus, daß man glauben sollte, es müsse ihnen auf der Zunge geschmolzen seyn *).

Doch

*) Man erlaube mir, hier eine Probe einer Erklärungsart der Wortbildung in den Griechischen Zeitwörtern mitzutheilen, die ich mir als Schüler ausgedacht hatte, um mir die so verdrießliche formatio temporum zu erleichtern. Ich mußte diese aus der Hallischen Grammatik erlernen, und das Willkührliche und Unbestimmte der Methode schreckte mich so lange von der Erlernung ab, bis ich mir eine Hypothese ausgesonnen hatte, nach welcher eine Einheit in jenes Mannichfaltige gebracht werden könnte, wenn man sie sich als eine Regel dächte, nach welcher die Griechen in der Bildung ihrer Zeitwörter verfahren wären. Diese sollte nichts Anderes seyn, als die Ponderation in den Wörtern, nach welcher sie, durch eine ebenmäßige Vertheilung langer und kurzer Sylben, dem Worte eine Consistenz gegeben haben sollten. Ich theile hier nur einige Erklärungen von Regeln mit, in den Worten, in welchen ich sie als Knabe aufschrieb, und gebe sie für nichts weiter aus, als was sie sind: für Schülerarbeit.

Doch genug, vielleicht schon zuviel von der Griechischen Sprache, vorzüglich, da wir, im Verfolge dieser Untersuchungen, noch oft auf dieselbe zurückkommen müssen. Man erlaube mir nur, daß

**Regel.** Die verba λ, μ, ν, ρ, formiren das Futurum nicht durch σ, sondern circumflectiren die letzte Sylbe. νέμω, νεμῶ. Wenn die erste Sylbe lang ist, so wird sie kurz gemacht, indem man einen Vokal oder Consonans daraus wegwirft. σπειρω, σπερῶ; ψαλλω, ψαλῶ; ςελλω. ςελῶ.

**Anmerk.** Die Griechen setzen nie ein ausdrückliches σ zur Bildung des Futur., ausser zwischen zwey Vokalen. Bey andern dient das σ nur dazu, die Endung des Worts zu verschmelzen, und so das Verhältniß des Futuri auszudrücken. Alle andere Consonanten, ausser gerade λ, μ, ν, ρ und σ, haben unter einander eine Verwandtschaft, und lassen sich durch ein hinzukommendes σ gern ändern. Allein λ, μ, ν, ρ, sind zu selbständig, nehmen durch das σ keine Veränderung an, also mußte man zu diesem Mittel schreiten, um das Futurum auszudrücken. Der Ponderation wegen machte man die erste Sylbe kurz.

**Regel.** Die verba λ, μ, ν, ρ, verwandeln im aor. I. act. das ε futuri in ει, und das α in η. ςελλω, ςελῶ, ἐςειλα; ψαλλω, ψαλῶ, ἔψηλα.

**Anmerk.** Dies geschieht, um die Ponderation wieder herzustellen. In ἐςελα ließe sich das ε leicht verschlucken, wenigstens hat es kein Verhältniß gegen die andern Sylben. In ἔψαλα war dies auch zu befürchten. Zwar haben die Griechen sonst gern ein α in jeder von zwey auf einander folgenden Sylben, allein nur

daß ich, ehe ich diese allgemeinen Betrachtungen verlasse, und zu den besondern übergehe, noch einige Worte über die Sprache der Philosophen sage.

Vor

nur in zweysylbigen Wörtern, wo sie sich besser contrebalanciren, oder in viersylbigen, wo die beiden ersten unter sich im Gleichgewichte stehen, und die beiden letzten; allein in einem dreysylbigen Worte, wenn der Ton auf der ersten Sylbe ruhet, ist die mittelste leicht zu kurz, weil man über dieser wegeilt, um auf der letztern zu ruhen. Dieses zu vermeiden, verlängern sie diese, damit man genöthigt sey, auf ihr so lange zu verweilen, als auf den andern beiden; ἔςειλα, ἔψηλα. Wo aber im aor. I. vier Sylben werden, da ist diese Vorsicht nicht nöthig, weil hier das Gewicht ebenmäßig vertheilt ist, als: σημαινω, σημανω, ἐσημανα, nicht: ἐσημηνα; μιαινω, μιανω, ἐμιανη. Allein den Attikern ist auch dieses noch nicht exact genug, sie sagen ἐμιηνα.

Daß dies keine eigensinnige Regel ist, sondern daß sie in der Ponderation ihren Grund hat, sieht man daraus, daß das simplex eines verbi liquidati, wenn es durch eine Präposition anders ponderirt wird, sich anders formirt. Z. E. νεμῶ, ἐνειμα; hingegen das compositum hat ἀπενεμα, nicht ἀπενειμα.

**Regel.** Die zweysylbigen auf λω, νω, ρω, verändern das ε futuri im perfecto in α. ςελλω, ςελῶ, ἐςαλκα; σπειρω, σπερῶ, ἐσπαρκα; τεμνω, τεμῶ, τεταμκα, dafür τεταμηκα, wofür τετμηκα.

**Anmerk.** Aus eben dem Grunde, als beym Aorist, kann hier das ε futuri nicht bleiben. Allein ein ει kann es nicht werden, wie im



Aorist.

Vor den Zeiten des großen Leibnitz war unsere Sprache in dem Grade für alle philosophische Schriftsteller unbrauchbar, daß selbst Leibnitz nicht

Aorist, weil die zweyte Sylbe, wenn sie auch eben so lang seyn muß, als die erste, doch nie eine längere mora verlangen kann, als die andere, welches hier der Fall seyn würde. Deshalb geben ihr die Griechen ein α, und so ist die Ponderation wieder hergestellt.

Auffallend ist es aber, daß die verba auf μω gerade von dieser Regel ausgeschlossen sind. Dies gibt zu erkennen, daß bey ihnen eine Zufälligkeit statt finde, die sie davon ausnimmt. Und so ist es auch wirklich. Diese Zufälligkeit ist die Collision des μ und κ, welche die Griechen nicht litten. Diese Kakophonie zu vermeiden, schieben sie einen Hülfslaut dazwischen, wie hier η. Da nun aber durch diese Operation das Wort um eine Sylbe zunimmt, so wird auch die Ponderation desselben verändert. Da diese verändert wird, so fällt auch natürlicher Weise der Grund weg, der bey den andern statt hatte, um eine Ponderation zu bewirken, die hier auf andere Weise bewirkt wird, und so ist es wol natürlich, daß das ursprüngliche ε wieder eintritt. Nemlich: nach einem allgemeinen Skelette hieße das perfectum: νενεμκα, und wenn wir dies Wort unter der Regel befassen wollen, von der es aus obigen Gründen ausgenommen ist: νεναμκα. Allein da ein η zwischengeschoben wird: νεναμηκα, so fällt der Grund der Verwandlung, welche eine Ponderation zum Zwecke hatte, die hier durch die Veränderung des Worts bewirkt wird, weg, man setzt also das ursprüngliche ε wieder in seine Rechte: νενεμηκα.

Regel.

nicht den Muth hatte, es mit ihr zu versuchen, und sich, nach der Klugheit und Politik, die dieser bewundernswürdige Mann mit der Tiefe seines Geistes zu vereinigen wußte, entschloß, die französische Sprache zu seiner Muttersprache zu machen, und in ihr klassisch zu werden. Dieser Politik hat er es vielleicht allein zu verdanken, daß er noch heutiges Tages gelesen und studirt wird. Wie ganz anders ist es in unsern Tagen! Statt daß die deutschen Philosophen in jenen Zeiten alle Sprachen, nur ihre eigene nicht, gebrauchen konnten, müssen diejenigen philosophischen Schriftsteller unter uns, welche Anspruch auf Klassicität machen wollen, entweder in ihrer eigenen Sprache, oder in gar keiner schreiben. Sollte dieß nicht einen kleinen Verdacht gegen die deutsche Philosophie erwecken? Sollte nicht ein mißtrauischer Zweifel in uns aufsteigen, wenn wir uns dem Gedanken überlassen, der bey Betrachtungen über diesen Contrast in uns aufsteigen muß: daß wir in anderthalb Jahrhunderten allen Nationen, deren demüthige Schüler wir waren, in dem Grade über den Kopf gewachsen? Zu diesem Verdachte gesellet sich nun auch die Betrachtung, die jeder, der in der Literatur der Philosophie nicht ganz unbekannt ist, gemacht haben muß, daß, einige Zeit

Regel. Die verba λ, μ, ν, ρ, und die verba pura, so penultimam perfecti activi lang haben, brauchen kein σ im perf. passivi, ἔψαλκα, ἔψαλμαι, πεποίηκα, πεποίημαι.

Anmerk. Natürlich, was würden: ἔψαλσμαι, πεποίησμαι für Ponderationen haben?

Zeit nach Thomasius und Wolf, in einer Periode, deren Anfang man, wenn es verlangt würde, ziemlich genau angeben könnte, bis auf Kant, fast unter allen Philosophen, welche einiges Aufsehen gemacht, oder machen wollen, kurz, unter allen Aspiranten in der Philosophie, ein gewisser Ton geherrscht, mit dem die philosophische Literatur anderer Völker gänzlich unbekannt geblieben. Ihre Lehrbücher und andere Schriften haben einen gewissen Schein, welcher sofort den Verdacht erregt, als sey es ihnen um noch etwas Anderes zu thun, als die nackte Wahrheit, ohne daß man jedoch vermuthen könne, was dieses Andere wol sey. Man kann zuerst nicht auf den Gedanken kommen, daß ihnen die bloße Wahrheit zu gemein sey. Man sieht, daß sie nicht eigentlich einen erlaubten Schmuck für ihren Vortrag gesucht, oder, um den Schein von Pedanterie zu vermeiden, ein wenig zu sehr den geschmackvollen Gelehrten gespielt, man bemerkt vielmehr ein gewisses Geziere, eine Coketterie, welche sich scheuet, die Dinge bey ihrem Namen zu nennen. Erst später lernt man denn diesen Todfeind der ächten Gelehrsamkeit und aller Wahrheit kennen: die Manier. Erst dann, wenn man mehrmalen die Erfahrung gemacht, daß unter einer Verflechtung von Worten, unter welchen man eine neue tiefe Wahrheit mit Scharfsinn und Feinheit angelegt glaubte, welche zu fassen man alle seine Seelenkräfte angespannt hatte — baare Trivialität versteckt lag, erst dann wird man mit Verdruß und Unwillen gewahr, daß das hauptsächlichste, was man mit aller der Anstrengung und dem

dem Aufwande von Zeit erlernt — die Manier des Schriftstellers sey. Nur durch sie wird es mittelmäßigen Köpfen, welche bey einem Mangel an wahrer Einsicht, den Grad der Aufmerksamkeit und den Spürsinn auf Alles, was ihren Absichten beförderlich oder schädlich seyn könne, besitzen, welchen man bey allen Aspiranten mit jenem verbunden antrifft, möglich, einen Schein von Tiefe und Penetration anzunehmen, und die Seichtigkeit ihrer Sätze unter einem Scheine von Gründlichkeit zu verstecken, und das Publikum und sich selbst auf die unredlichste Weise zu täuschen und zu verderben.

Man sah sich daher genöthigt, wenn man unterrichtet seyn wollte, sich an gewisse altmodige Schriftsteller, einen **Wolf**, **Thomasius**, **Rüdiger** u. A. zu wenden, auf welche es jenen beynahe gelungen wäre, einen Schein von Lächerlichkeit und Armseligkeit zu werfen, bey deren Studio man doch aber wenigstens die Freude hatte, zu sehen, daß der redliche Schriftsteller es treu mit seinen lieben Lesern meyne.

Als jenes Uebel nun beynahe aufs höchste gestiegen, als wahrer philosophischer Scharfsinn in dem Maaße abnahm, als jene scheinbare Gründlichkeit, Sicherheit und Weisheit in philosophischen Untersuchungen allgemeiner ward, trat **Kant** auf. Geschmacklos wäre es, sich hier in Lobsprüchen zu verlieren, zumal da man hier dasselbe erfahren muß, was dem zu begegnen pflegt, der dem Manne, den er wahrhaft schätzt, gern seine Hochachtung beweisen will, und findet, daß die fadeste Schmei-

cheley sich gerade eben so ausdrücken würde. Kants Schriften werden in der Geschichte der deutschen Sprache eben die Epoche machen, die sie in der Philosophie gemacht, wenn sie gleich nicht in jener von dem Erfolge seyn können. Nie hat vielleicht die deutsche Sprache stärker gezeigt, was sie vermag, wenn sie sich ihrem stillen Ernste überläßt, und nur auf die strengste Bestimmtheit ausgeht. Es ist unmöglich, in der ganzen Kritik der reinen Vernunft, eine Periode aufzufinden, die nicht ganz das sagte, was sie sagen soll, nur ein einziges παρατυπωτικως dictum zu zeigen, und zu beweisen, daß man etwas ergänzen, oder übersetzen müsse, um den Gedanken ganz zu verstehen. Allenthalben sieht man den Gedanken in seiner größten Klarheit gedacht, und mit der Sorgfalt ausgedrückt, die man an der Bearbeitung eines Kunstwerks zu bewundern pflegt, wenn man sagt, daß auch die Nägel und Haare vollkommen ausgedrückt seyen.

Kant bedurfte neuer Zeichen, und er nahm einen großen Theil derselben aus der alten Scholastik. Da sein System in ihm zu einer großen Reife gediehen war, als er es bekannt machte, so gewannen seine Bezeichnungsarten einen ausserordentlichen Grad von Bestimmtheit und Nachdruck. Die Gränzen wurden allenthalben fest und scharf abgezeichnet, und die Begriffe gleichsam auf ihre Sitze festgebunden. In diesem Grade von Vollkommenheit kamen seine Schriften in die Hände der lehrbegierigen Deutschen. Einige vortrefliche Köpfe

Köpfe, die zu seiner Lehre übertraten, ließen die Zurückkehr jener Zeiten hoffen, von welchen gesungen ward:

Iam nova progenies coelo dimittitur alto.

Reinholds Briefe, und Jakobs Lehrbücher ließen herrliche Früchte erwarten. Allein es fand sich noch eine andere Menschengattung, welcher mit dieser Art Philosophie ungemein gedient war. Mittelmäßige, unphilosophische Köpfe fanden es sehr bequem, das Lehrgebäude dieser Philosophie sich einzuprägen, und auf Einmal als kritische Philosophen aufzutreten. Kant rühmt von seiner Philosophie, daß er von ihr sagen könne:

ignavum, fucos, pecus a praesepibus arcet.

Wenn er mit diesem Spruche sagen will, daß er die Schwätzer aus der Philosophie verbannt habe, die Helvetius, die la Mettrie, Mirahaud, so hat er vollkommen geleistet, was er verheißt. Denn es ist, nach ihm, selbst einem mittelmäßigen Kopfe sehr leicht, jenen das Maul zu stopfen, wenn er vom Misbrauche der Kategorien, von angemaaßter Erkenntniß der Dinge an sich, und von der Idealität des Raumes und der Zeit zu reden anfängt. Aber es gehörte doch wenigstens zu den Verirrungen jener Männer ein Grad von Geist, der ihren Kritikern oft ganz und gar abgeht. Es wird uns also statt jener, eine andere und weit verdrießlichere Art von Wespen überfallen, die Klüglinge nemlich, welche auf dem halben Wege zu ihrer Cultur stehen bleiben, verwundert, daß sie schon

hier so viele für groß gepriesene Männer übersehen, und sagen können, daß sie es besser wissen, als sie Alle.

Wenn es nur aber hierbey bliebe. Allein sie wollen ihre bessere Einsicht der Welt in Schriften mittheilen. Hier kommen ihnen nun von allen Seiten kantische Formeln entgegen, in welche sie ihre Aussprüche verhüllen. Es ist leichter, als man glaubt, in Kantischer Terminologie seichte Gedanken vorzutragen, und wir hätten uns gar nicht so sehr wundern sollen, daß selbst Gelehrte sich in dem Grade konnten täuschen lassen, daß sie ein mittelmäßiges Werk, das in Kant's Manier geschrieben war, für ein Werk von Kanten selbst hielten. Muretus machte Verse in Plautus Manier, die dem größten Kritiker damahliger Zeit, der sich einen großen Theil seines Lebens mit der Lectüre des Plautus allein beschäfftigt hatte, so ganz im Geiste desselben schienen, daß er sie mit den ausgelassensten Freudensbezeugungen über den herrlichen Fund, in seine Ausgabe dieses Dichters einrückte, und erst zu spät erfuhr, daß er betrogen war. Eben so könnte ein guter Kopf, der nur einiges Talent zum Dichten hätte, es leicht dahin bringen, Verse in Homers Manier zu machen, die selbst einen Heyne täuschen könnten. Dieser Mensch würde von allen, welche mit dieser Art von Literatur nicht bekannt sind, für ein bewunderswürdiges Genie gehalten werden, mit so wenig Geisteskräften er auch jene Homerischen Wörter mochte niedergeschrieben haben. Bey einem Genie legen

sich die Gedanken in bestimmte und feste Formen, und in seinem Geiste schießt Alles zu spiegelhellen Krystallisationen an. Dies ist auch bey Kanten der Fall. Aber gerade dieser Bestimmtheit wegen läßt sich ihre Manier leicht auffassen, und nicht sowohl nachahmen, als abstehlen. Man denke, wie oft sich die ungemein vielen Zeichen der Kantischen Philosophie müssen versetzen lassen können, und wie viel Versetzungen selbst dann übrig bleiben müssen, wenn man, so wie bey der Berechnung der modorum der Schlüsse diejenigen wegfallen, welche keine Schlüsse seyn würden, so hier diejenigen Verbindungen wegstriche, welche keinen Sinn gäben. Doch es ist zu hoffen, daß, wenn einmal ein allgemeiner Friede unter den Philosophen zu Stande kommen sollte, die überflüssig reiche Terminologie der Kantschen Philosophie, welche jetzt nur noch dazu dient, die Gränzen zu decken und einige Anhöhen zu besetzen, welche der Feind gern in Beschlag zu nehmen pflegt, als ein ausgedientes Feldregiment, abgedankt werden, und von ihr nur so viel werde übrig gelassen werden, als zur Erhaltung der innern Ruhe nöthig ist. So lange dies aber noch nicht geschehen ist, werden sich jene Leute nicht abhalten lassen, mit dem Buchstaben der Kantischen Philosophie ihr Wesen zu treiben, und ihre Mosaik, an welcher weiter nichts zu rühmen ist, als der Fleiß der Zusammensetzung, mit größter Dreistigkeit als Gemählde aufzustellen, die die größten Meisterstücke der alten Künstler weit zurücklassen. Ihr Spiel wird ihnen gar zu leicht

gemacht,

gemacht, und wenn man, woran sie es denn auch nicht fehlen lassen, noch ein wenig Manier nimmt, so wird ein Werk herauskommen, das, so flach und fade es dem Inhalte nach ist, einen Schein von Gründlichkeit und Tiefe hat, daß man sich schämen sollte, solche verständige, gemeine Leute, als Leibnitz, Locke, Hume, als Engel und Garve, auch nur gelesen zu haben.

Diesem Uebel wäre am besten vorzubeugen durch eine Kritik der Manier, eine Arbeit, die unendlich verdienstlich, aber auch unendlich schwer seyn würde. Unsere Sprache ist auf einem gefährlichen Grade der Cultur. Sie hat eine Menge von Verbindungsarten, Wendungen und Quidproquos, die nicht zu erschöpfen ist, und die oft dem seichtesten Kopfe die besten Dienste thun, wenn er sich in ihrem Besitz gesetzt hat. Wäre ein Mittel da, ihm diese zu entwinden, so würde er schweigen und zu seinem vorigen Nichts zurückkehren müssen, und hätte nicht die Gelegenheit, durch seine Verirrungen Andere zu irren. Wer findet sich stark genug zu dieser Arbeit? exoriare aliquis!

Daß es wirklich eine Manier, in dem Verstande, in welchem sie hier genommen wird, in unserer Literatur gebe, leidet keinen Zweifel. Man betrachte einmal mit Aufmerksamkeit die Literatur anderer, auch der gebildetsten Völker, und man wird keine Spur davon finden. Eine höchst merkwürdige Erscheinung, die auf wichtige Entdeckun-

gen

gen über den Geist unserer Nation führen kann! Es wäre schon viel für diese Untersuchungen gewonnen, wenn man den Begriff der Manier festsetzte und bestimmte. Es versteht sich, daß damit nicht die Eigenthümlichkeit eines Schriftstellers gemeint ist, wie wenn man sagt: in Wielands, Göthens Manier. Diese ist mit ihrem Genie unmittelbar verbunden, jene ist eine Veranstaltung durch Kunst.

---

Zweyter

# Zweyter Abschnitt.

## Ueber einige fehlerhafte Eigenthümlichkeiten der Deutschen Sprache.

Girard sagt in der Vorrede zu seinen Synonymen, daß er durch diese Bestimmungen ähnlich scheinender Wörter die fatalen "à peu pres" aus der Sprache verbannen wolle. Untersuchungen, wie sie hier geliefert werden, gehen auf weiter nichts aus, als das fatale "es versteht sich von selbst" zu vertreiben, welches in der Deutschen Sprache eine Hauptrolle zu spielen scheint. So wenig sie sich auch, durch den Schein von Mikrologie, empfehlen mögen, so nöthig ist es doch, sich einmal auf diese Mikrologie einzulassen, wenn wir den Ausländern unsere Sprache nicht noch mehr erschweren wollen. Die Ausländer, besonders die Franzosen, welche eine so genaue, ich möchte sagen, eine so waagrechte Sprache haben, finden sich hier gerade am stärksten aufgehalten. Wir drucken, den Ausländern zum Besten, unsere Bücher mit lateinischer Schrift, laßt uns nun auch einmal recht consequent in unserer Sprache seyn, und wir werden ihnen einen weit größern Gefallen erzeigen.

Es schiene wol kaum der Erinnerung zu bedürfen, daß die Bemerkungen, welche hier geliefert werden, keinesweges gemeint sind, ihren Gegenstand zu erschöpfen, sondern daß sie nur anfragen wollen, ob mit einer Kritik, in welche Bemerkungen dieser Art gehören würden, wol nicht könne der Anfang gemacht werden: aber es gibt Männer, deren Eifersucht stets so gespannt ist, daß sie ihnen nicht einmal die leise Bewegung des Geistes erlaubt, welche erfordert wird, das Verhältniß wahrzunehmen, in welchem die Grundsätze eines Schriftstellers zu den ihrigen stehen. Man stößt also bey jeder Gelegenheit gewaltig an sie an, sie werden wild, und rächen sich an dem unschuldigen Schriftsteller durch einen erkünstelten, aber desto bitterern Hohn. Für diese also mußte jene Erinnerung nothwendiger Weise vorausgeschickt werden.

Es lassen sich jene fehlerhaften Eigenthümlichkeiten vielleicht am besten unter diese Rubriken bringen.

1) Unrichtiger Gebrauch des Adjektivs. Das Adjektiv ist da, um einem Subjekte Eigenschaften beyzulegen. Dies ist sein eigenthümliches Geschäfft, aber wir lassen es auch andere besorgen, die es dann, da es nicht dazu taugt, nicht anders als schlecht ausrichten kann. Wir gebrauchen es auch, 1) um Verhältnisse anzuzeigen, welche doch nimmermehr als Eigenschaften beygelegt werden können, und 2) allgemeine Begriffe zu concresciren, oder zu specificiren. 3) verwandeln wir dadurch figürliche Ausdrücke in eigenthümliche.

1) Die

1) Die Verhältnisse, welche wir als Eigenschaften beylegen, sind vorzüglich von dreyerley Art.

a) Das Verhältniß der Ursache zur Wirkung. Es ist in der That keine Eigenschaft irgend einer Sache, daß sie hervorgebracht worden, sondern erst, nachdem sie hervorgebracht ist, heben alle Eigenschaften an. Es ist keine Eigenschaft eines Sohns, daß er erzeugt ist. Will man ihn nach seinem Vater qualificiren, so muß man es auf eine andere Weise, als durch ein Adjektiv, thun. Auch beobachtet die Deutsche Sprache in diesem Falle diese Regel sehr genau. Wir sagen: ein Königssohn, nicht: ein königlicher Sohn. Nun kann man es eben so wenig einer Sache als Eigenschaft beylegen, daß sie diesen oder jenen zum Urheber habe; aber in diesem Falle ist die Deutsche Sprache weniger gewissenhaft. Man urtheile, ob es richtig gesprochen sey, wenn wir sagen: die Kantische Philosophie. Wir sagen dadurch eigentlich nur von der Philosophie aus, daß sie Kantisch sey, welches keinen Sinn gibt. Ein System der Philosophie, dessen Urheber Kant ist, wird dadurch ganz und gar nicht angegeben. Zu Bezeichnung eines solchen Verhältnisses ist der Genitiv da, und wir sehen auch, daß die Alten, und unter den Neuern vorzüglich die Franzosen, sich desselben in diesem Falle wirklich bedienen. Diese haben sich nie entschließen können, die Ausdrücke: la philosophie

sophie Neutonienne, Leibnizienne, aufzunehmen, wenn sie auch diese Philosophie selbst aufnahmen. Sie sagen: la philosophie de Neuton, de Leibniz, wie die Lateiner: philosophia Epicuri.

Die Griechen sind hierinn so gewissenhaft, daß sie nicht einmal Fürwörter als Adjective beylegen wollen. Die Ursache ist, weil man durch eine solche Beylegung das Bezeichnete nicht individualisiren kann, wie: mein Vater, mein Bruder, Ausdrücke, welche eigentlich Ellipsen sind. Wenn die Griechen sagen: ὁ ἀδελφος ὁ ἐμος, so ist hier eigentlich keine Beylegung durch ein Adjektiv, sondern das ὁ ἐμος ist gleichsam der Exponent des Verhältnisses. Auch sagen sie lieber: ὁ ἀδελφος μου, ja man findet: οἱ ἐχθροι αὐτῳ. Gewohnheit hat uns dahin gebracht, es nicht mehr zu fühlen, wie hart es ist, wenn gesagt wird: kein Mensch, jeder Mensch, alle Menschen. Die Griechen sagen richtiger, obwol, aus Ursachen, welche in keiner Sprache völlig gehoben werden können, nicht ganz genau: οὐδεις, ἑκαστος, ἐνιοι ἀνθρώπων.

Auch betrachten sie den Grad einer Sache nicht als Eigenschaft, und legen ihn nie in einem Adjective bey, wie wir durch das Adjectiv solcher zu thun pflegen. Wir sagen: solchen Stolz, die Griechen τοσουτον ἐχει τυφου.

b) Verhältnisse des Orts. Weder die Lateinische noch die Griechische Sprache haben Adjektiven, den Neben-Umstand des Orts und der Zeit zu bezeichnen. Es hätte ihnen nicht schwer werden können, welche zu bilden, wenn sie es nöthig erachtet hätten, aber sie behelfen sich mit Adverbien. Sie hatten ein zu richtiges Gefühl, um nicht einzusehen, daß es keinen Sinn gibt, und nicht einmal das bezeichnet, was es bezeichnen soll, wenn man die Nebenumstände des Orts und der Zeit als Eigenschaften betrachten und so beylegen will. Und doch sind wir dreist genug, uns hier eines Vorzugs vor den ältern Sprachen zu rühmen. Wenn man die Ausdrücke: der dasige Prediger, der dortige Amtmann, der hiesige Commendant, genau betrachtet, so sind sie beynahe lächerlich. Man mache diese Adjektiven wiederum zu Adverbien, eben dadurch, daß man sie ihrer Concretion beraubt. Man erhält auf diese Weise: ein Amtmann, der dortig ist. Wer hier nicht das Sonderbare des Ausdrucks sogleich fühlt, den werden weitläuftige Entwickelungen dies Gefühl nicht wecken. Es ist so weit gefehlt, daß die häufigen Ableitungen zu Adjektiven eine höhere Cultur der Sprache beweisen, als gerade der gemeine Mann sich ihrer am meisten bedient. Wer wollte wol von ihm den Ausdruck "eine zuige Thür" in die Sprache aufnehmen, und sie dadurch bereichert halten? Und doch sind jene nicht viel besser. Weit richti-

richtiger sagt man: der Amtmann dort, der Commendant hier, (d'ici).

c) Verhältnisse der Zeit. Hier ist gerade derselbe Fall. "Die jetzigen Zeiten, der nahe Krieg, der morgende Tag" — wahre Barbarismen. Diese Umstände der Zeit können nur durch Umstandswörter ausgedrückt werden. Die Griechen sagen also kritisch richtig: οἱ νυν, ὁ πλησιον, ἡ αὔριον ἡμερα. Da die Umstandswörter die Zeitwörter bestimmen, so leiten sie hier am natürlichsten auf das Zeitwort, welches allein ausgelassen seyn kann: εἶναι. Also: οἱ νυν ὀντες, ὁ πλησιον ὢν, ἡ σημερον οὖσα ἡμερα. Jene Ausdrücke sind also auch ohne das Participium von εἶναι unverbesserlich richtig.

2) Allgemeine Begriffe zu specificiren, oder zu concresciren.

Sowol Allgemeinbegriff als Gattungsbegriff sind hier nicht die eigentlich richtigen Ausdrücke, allein sie mögen so lange da stehen, bis man einen bessern für sie gefunden hat.

a) Zu specificiren. Indem man einem Allgemeinbegriffe ein Prädikat beylegt, hat man die Absicht, so viel Subjekte, als durch das Prädikat bezeichnet werden sollen, aus der Allgemeinheit herauszuziehen, und sie in eine neue Gattung zu bringen. Allein man richtet durch diese Operation das gar nicht aus. Der Begriff bleibt allgemein, und das Prä-

dikat geht auf den ganzen Begriff. Man trauet anbey freylich dem Leser oder Hörer zu, daß er durch eine kleine Ergänzung durch: "diejenigen welche" zu Hülfe kommen solle, aber man kann diese Gefälligkeit nicht als ein Recht von ihm fordern, und der Ausdruck bleibt prekär und schwankend.

b) Zu concresciren. Derselbe Fall. Man sagt: "Der siebenjährige Krieg", und glaubt durch die Beylegung durchs Adjektiv das Allgemeine individualisirt zu haben. Vergeblich. Das Prädikat geht noch immer auf den Allgemeinbegriff, denn es ist hier gänzlich derselbe Fall, als wenn man sagt: der blutige Krieg, der grausame Krieg. Wodurch ist man berechtigt, zu verlangen, daß man bey obiger Benennung eine Ausnahme machen, und sie bedeuten lassen solle, was sie nicht bedeutet? Etwa dadurch, daß es keinen Sinn geben würde, wenn man von dem Kriege im Allgemeinen aussagte, er sey siebenjährig, und daß man also wol gezwungen sey, ihn, um keinen Unsinn zuzulassen, in jener Bedeutung anzunehmen? Wehe der Sprache, die auf solche Auskünfte denken muß! — der Franzose sagt richtiger: la guerre de sept ans.

3) Figürliche Ausdrücke, die zu eigenthümlichen gemacht werden. Ich rechne darunter Ausdrücke wie dieser: mathematische Bücher, wenn sie auch von der einen Seite unter 2) a) gehören.

ren. Sie gründen sich offenbar auf eine Metonymie. Nur die Größe ist mathematisch. Richtiger die Franzosen: des livres de mathematiques.

Ein Schriftsteller, welcher das Leben eines Tonkünstlers beschrieben, redet von der "musikalischen Laufbahn" desselben. Dieser Ausdruck kann kaum als Figur passiren, selbst nicht einmal, wenn man von einem Schlittenpferde spricht.

Wenn wir Prosa schreiben, so müssen wir uns entweder der figürlichen Ausdrücke enthalten, oder, wenn wir sie gebrauchen, sie nicht so gebrauchen, als ob es eigenthümliche wären.

2) Unrichtiger Gebrauch der Adverbien. Hierinn sündigen die deutschen Schriftsteller am meisten. — Die Bestimmung des Adverbiums ist, das Zeitwort zu modificiren, und es seiner Intension und Extension, und allen Umständen nach, welche dem Subjekte nicht als Eigenschaft beygelegt werden können, zu bestimmen. Es liegt in dieser Anordnung eine große Kunst versteckt. Was die Sprache durch diese sehr weise eingerichtet hat, verderben wir oft durch übereilte und unweise Concretionen. Es ist wahr, die Adjektiven sind aus Adverbien entstanden, allein nicht alle Adverbien dürfen zu Adjektiven erhoben werden, wenn man es auch durch eine kleine Biegung augenblicklich ausrichten kann. Man muß oft von einem Subjekte etwas aussagen, ohne doch das Ausgesagte als Eigenschaft betrachten zu können,

nen. Es bleibt also nur der Weg übrig, das, was man aussagt, in einem Zeitworte beyzulegen, und durch eine Einschränknng desselben genauer zu bestimmen. Da man nemlich das, was man prädiciren will, nicht als eine Seynsart des Subjekts betrachten kann, so betrachtet man es als eine Handlungsart des Verbi, und verknüpft auf diese Weise das Prädikat mit dem Subjekte. Man frägt oft, warum doch wol, da man die Adverbien so fleißig concrescirt, Adverbien, wie viel und wenig, vergessen seyn möchten. Man sagt: grün, gut, viel, wenig, Wörter, die als Adverbien gleichen Rang haben, aber man sagt nicht: ein grün Wald, ein gut Mensch, wie man vermuthlich sagte, als die Sprache noch weniger gebildet war, sondern: ein guter Mensch, ein grüner Wald. Hingegen sagt man: das macht ihm viel Ehre, er hat wenig Vermögen, nicht: viele Ehre, weniges Vermögen. Warum sind diese Adverbien nicht, wie die vorigen, zu Adjektiven erhöhet worden? weil sie dem Subjekte nichts beylegen, sondern nur die Beylegung bestimmen. Das mehr oder weniger kann nie ein Prädikat werden. Man begehet also in der That einen Fehler, wenn man jene Wörter concrescirt gebraucht. *)

Es

*) Selbst dann, wenn viel oder wenig nicht als Beywort gebraucht wird, pflegen es die sorgfältigsten und correctesten nnserer Schriftsteller dennoch nicht als Adjektiv anzusehen. "Das Stück ist in wenig Händen". — Die Holländer

Es scheint zwar, als ob die Griechen von dieser Subtilität nichts gewußt, indem sie wirklich viel und wenig decliniren. Allein, nach einer Einrichtung in ihrer Sprache konnten sie sie decliniren, ohne ihnen von ihrer adverbialischen Bedeutung etwas zu nehmen. Ich meine den Artikel, welcher diese Bedeutung versteckt, und eine Biegung erlaubt, welche sonst nicht statt haben könnte. Sie sagen: πολλας ἐχει τας ἀρετας. Wir müssen sagen: er hat viel Tugenden; sie scheinen zu sagen: er hat viele Tugenden. Man übersehe aber den Artikel nicht, welcher eine ganz andere Uebersetzung verlangt. Es heißt: die Tugenden, die er hat, sind viel. Hier haben wir die adverbialische Bedeutung wieder. Wir kehren uns also an das declinirte viel nicht, da wir sehen, daß es als nicht declinirt betrachtet werden kann, und durch seine Biegung keinen Einfluß auf den Sinn hat. Noch mehr bestätigt sich dies, wenn man jene Worte recht genau übersetzt: die Tugenden, die er hat, sind viele Tugenden.

Die größere Genauigkeit, mit welcher sie in ihrer Sprache zu Werke gingen, gab auch nicht zu, daß sie, wie wir, sagten: πολυ ἐχει ἀρετας, weil hier ἀρετας ohne Artikel ganz unbestimmt, und nicht aufs Subjekt eingeschränkt wäre. Durch den Artikel zählen sie gleichsam erst dem Subjekte seine

der gebrauchen es als Substantiv, und lassen es regieren: veel lands, weinig wyns, een luttel tyds.

seine Tugenden zu, ehe sie etwas von diesen prädiciren. Vielleicht litt auch die Zweydeutigkeit, die in ἔχειν πολυ liegt, diesen Ausdruck nicht, indem man hier eben so, wie in ἔχειν κακως und andern Ausdrücken ἑαυτον hätte suppliren können, wodurch ein ganz anderer Sinn herausgekommen seyn würde.

Es ist eine Sonderbarkeit in der Französischen Sprache, welche schon längst von einem Sprachforscher hätte bemerkt zu werden verdient, daß sie für die Wörter viel und wenig keine Adjektive hat. Von "beaucoup de" wird Jeder sogleich eingestehen, daß es kein Adjektiv sey; nur bey "peu de" könnte man einen Augenblick anstehen, indem man in peu sogleich seinen Ursprung aus paucus wahrzunehmen glaubt. Aber die particula extractiva *de*, wie sie einige Grammatiker nennen, zeigt seine adverbialische Bedeutung ganz offenbar. Ist es also ein Vorwurf, den man der Französischen Sprache machen soll, daß sie nicht einmal für eine Bezeichnung so unentbehrlicher Begriffe gesorgt? Ich glaube, wir dürfen es nicht wagen. Man kann vielmehr in diesem Umstande eine ungemeine Genauigkeit und Festigkeit des Unterscheidungs-Vermögens bewundern, von der die andern neuern Völker kaum eine Ahndung gehabt zu haben scheinen.

Wenn wir sagen: viele Menschen, wenige Menschen; was sagen wir dann? Wir prädiciren etwas von dem ganzen Menschengeschlechte. Und was denn? Daß wir uns einen Theil von ihm denken

ken sollen. Aber kann das je ein Prädikat werden? oder ist es möglich, durch irgend eine Art von Beylegung, man mag es machen, wie man wolle, es dahin zu bringen, daß der Hörer einen Gegenstand, welchem etwas beygelegt werden soll, in dem Zustande denke, in welchem jene Beylegung allererst möglich wird? Es ist unmöglich. Und doch will man durch jene Ausdrücke solches wirklich ausrichten. Wenn man also z. B. sagt: es waren wenige Menschen da, so prädicirt man, man mag sich wenden wie man will, dies w e n i g vom ganzen menschlichen Geschlechte.

Es ist dieser Ausdruck nicht etwa eine nothwendige Verkürzung von mehrern Ausdrücken, wie es dergleichen sehr viel in der Sprache gibt. Wo dies statt hat, da müssen sich die Ausdrücke wechselseitig gegen einander aufheben, bis man auf einen kömmt, der den ersten und letzten umfaßt, so wie man in der Rechenkunst, bey Zusammenzählung der Verhältnisse, mehrere gegen einander ausstreicht, wenn man auf eins kommen will, welches sie alle in sich begreift. Es sind in jenem Ausdrucke ganz verschiedene Ausdrücke zusammengepackt, nemlich das, durch dessen Setzung etwas Anders erst möglich werden soll, und dieses Andere selbst schon in der Wirklichkeit.

Die Franzosen haben diese Uneigentlichkeit, und ich möchte sagen, diesen Widerspruch sehr klar eingesehen, und sie sorgfältig vermieden. Ihr: beaucoup d'hommes, peu d'hommes, drücken, was sie bezeichnen, mit der allergrößten Richtigkeit

aus, und es könnte ihnen wol gar bey Bildung dieser Wörter als absichtlich zugeschrieben werden, daß dadurch jede Bemühung, sie zu concresciren, auf immer vergebens gemacht ist.

Aber trifft die Alten nicht derselbe Vorwurf, der die neuern Nationen trifft, welche viel und wenig decliniren? Es ist schon oben erwähnt worden, daß ihr Artikel hier eine ganz andere Einrichtung macht. Aber auch da, wo dieser nicht statt hat, bildet ihre Construction einen ganz andern Sinn. Wenn wir sagen: es waren viele Menschen da, so drücken die Alten "viele Menschen" gerade so, wie wir, aus: πολλοι ἀνθρωποι, multi homines. Aber sie setzen nicht, wie wir: παρησαν πολλοι ἀνθρωποι, aderant multi homines, sondern: πολλοι παρησαν ἀνθρωποι, multi aderant homines. Das scheinbare Adjektiv ist nicht einer so genannten Zierlichkeit wegen von seinem Subjekte getrennt, sondern das Verbum stellt sich dazwischen, damit es nicht mit ihm zusammenkomme. Es ist damit freilich auf keine Trennung dem Raume nach angesehen, sondern sie geben durch diese Trennung dem Hörer oder Leser zu einer richtigern Verbindung, die er selbst wiederum vornehmen muß, Anlaß. Das "πολλοι παρησαν" ist es, was der Hörer besonders ausheben, und was er besonders betrachten muß, und es ist damit eigentlich gesagt: die Menschen, von denen ich rede, waren viel da. Es könnte als ein Fehler gegen die Grammatik, nicht gegen den zierlichen Syntax, angesehen werden, wenn man

sagen

sagen wollte: aderant multi homines, παρησαν πολλοι ανθρωποι, weil es dann heißen würde, nicht: es waren viel Menschen da, sondern: es waren viele Menschen da.

Indessen scheint es dennoch nicht so ganz richtig zu seyn, selbst nach dieser Anordnung der Construction, und bey dieser Hülfsleistung durch den Artikel, daß man den Plural declinirt, und die Engländer haben ohne Zweifel recht, wenn sie den Adjektiven kein Zeichen des Plurals anhängen. *)

Doch

*) Es ist bey dem Allen nicht wohl einzusehen, wie einige Gelehrte die Constructionen der Alten für unnatürlich und verworren haben ausgeben können. Einige haben sie sogar in die Rohheit der Sprache verwiesen, wo man noch den natürlichen Regungen zu viel nachgab, und die Begriffe nur nach der Figur schätzte, die sie in der Einbildungskraft spielten, kurz, sie haben sie bloß aus den Empfindungen hergeleitet. Dagegen haben sie die neuern Sprachen erhoben, welche die Wörter nach ihrem innern Gehalte auf einander folgen lassen, und sie in schöne Reihen und Glieder hübsch neben einander stellen, welches denn das Werk der Vernunft seyn soll. Dadurch soll nun freilich die Lebhaftigkeit verlohren haben; aber Schade um die Lebhaftigkeit! Die Deutlichkeit hat desto mehr gewonnen. Allein eine Sprache, die nicht lebhaft ist, kann auch nicht deutlich seyn, und wenn sie weiter nichts hat, als kahle Zeichen, so ist sie nur eine halbe Sprache. Die Constructionen der Alten haben einen ganz andern Grund. Sie sind so und nicht anders bestimmt, um die Verkürzungen, Zusam-

Doch es ist nicht dieser Misbrauch des Adverbiums, den ich rügen wollte. Man misbraucht sie in unserer Sprache auf eine andere Weise, welche auf den Ausdruck und den Sinn einen stärkern Einfluß hat.

Servius tadelt den Sallust wegen der Periode: frustra queritur de natura sua genus humanum, und zwar aus dem Grunde: "quod eventum statim addiderit". Die Philologen haben diesen Tadel sehr sonderbar gefunden, und, um den Sallust zu vertheidigen, oder wenigstens eine wichtige Autorität für ihn anzuführen, dagegen bemerkt, daß selbst Quintilian auf dieselbe Art sage: frustra est querela, quae cet.

Nach dem, was oben über die Natur des Adverbiums gesagt ist, wird es nicht schwer seyn, einzusehen, was Servius eigentlich gemeint, und daß es mit der angeführten Stelle im Quintilian eine ganz andere Bewandniß habe.

Das Adverbium soll die gegenwärtige Handlung des Zeitwortes bestimmen, und einen modum angeben, in welchem diese wirklich wird. Alle andere Bestimmungen gehen es nicht an, und können nicht durch dasselbe bezeichnet werden. Sobald man also durch das Adverbium einen Umstand angibt, der mit der Handlung selbst nichts zu thun hat, so gebraucht man ihn fehlerhaft, und verkennt seine Natur.

Dies

Zusammenziehungen, Ellipsen, Fictionen, diese nothwendigen Uebel jeder Sprache, auf die einzig mögliche Weise wiederum gut zu machen.

Dies ist der Fall beym Sallust, wenn er sagt: frustra queritur genus humanum. Da "frustra" als Adverbium das Zeitwort bestimmen soll, so löse man es einmal in diese Bestimmungen auf. "Die Menschen beklagen sich dergestalt, daß ihre Klage vergeblich ist." Gibt das einen Sinn? Nicht den geringsten; denn der Erfolg geht die Handlung selbst ganz und gar nicht an, es wird durch ihn kein modus derselben angegeben, und sie bleibt, was sie ist. Wenn also der Erfolg der Handlung angegeben werden soll, so muß das Adverbium, welches ihre Wirkungsart angegeben hatte, abtreten, und die Bezeichnung andern Wörtern überlassen, welche ihn ausdrücklich bezeichnen müssen, statt, daß auf jene Weise der Sinn erschlichen wird.

Ganz anders ist es hingegen mit jener Stelle aus dem Quintilian. Der Ausdruck: "frustra est querela", kündigt gleich an, daß er das Vergeblich-seyn vorzüglich will verstehen lassen, und daß er deshalb nur anhebe. Das sagt Sallust hingegen nicht, sondern es liegen in seiner Periode zwey Sätze, welche besonders mußten angegeben werden, aber fehlerhaft in Einen zusammengezogen sind: die Menschen beklagen sich über die Schwäche ihrer Natur, aber diese Klage ist vergeblich.

Die Schriftsteller der Griechen und Römer fehlen sehr selten auf diese Weise, und setzen nie den Erfolg oder einen andern Umstand, der nicht unmittelbar zu dem Zeitworte gehört, mit diesem zusammen, ohne sich eines μεν, quidem, zu bedienen. Bey den Deutschen Schriftstellern ist es

eine

eine Lieblingsmanier geworden, in welcher sie, ich weiß nicht welche, Delicatesse suchen. Gerade diese Arten zu reden sind es aber, welche dem Stile der Deutschen Scribenten jene falsche Lebhaftigkeit geben. Man fühlt sogleich, daß in dergleichen Ausdrücken etwas gefehlt sey; nur weis man nicht gleich, was es sey. Sie sind weder figürlich, noch eigenthümlich, und doch wirken sie als Figuren. Dergleichen schiefe und unnatürliche Ausdrücke, bey denen man immer während des Lesens aufgehalten wird, indem man nicht eher weiter gehen will, ehe man den Ausdruck, in welchem man etwas Unrichtiges fühlt, berichtigt hat, welches doch nicht immer sogleich geschehen kann, macht oft die Lectüre Deutscher Schriften, welche auf eine lebhafte und körnichte Diction Anspruch machen, unausstehlich.

"Man hat den Verfasser sehr ungerecht verkannt" sagt ein gewisser Deutscher Schriftsteller, der in seinen Schriften eine ausserordentliche Agitation liebt. Ein Anderer: "er hielt diese Würde billig hoch", indem er sich vor dem langweiligen: "wie billig war" scheuete. "Das Conzert, mit welchem Mozart seine Laufbahn zu früh beschloß". Hier hat der Ausdruck noch eine Zugabe vom Lächerlichen. Denn er führt auf den Gedanken, daß es ein Conzert gebe, mit welchem Mozart seine Laufbahn zu spät, und ein anders, mit welchem er sie zu rechter Zeit beschlossen, daß aber dasjenige, von welchem hier die Rede ist, das sey, mit welchem er sie zu früh beschlossen. — Zu

solchen Albernheiten kann die fatale Ziererey verleiten, welche unter den Schriftstellern keiner Nation so groß ist, als unter den unsrigen. *)

3) Handlungen, welche man einem Nennworte beylegt. Nennwörter haben keine Handlung, denn sie schließen keine Zeit in sich. Man muß also, wenn man deren zwey oder mehrere, als durch gegenseitige Einwirkung verbunden darstellen will, nothwendiger Weise ein Drittes haben, welches sie überträgt. Hierzu ist aber das Verbum eigentlich da, als welches in demselben Worte, eine Handlung, eine Uebertragung derselben, und die Zeit und Art, wie sie übertragen wird, angeben kann. Wenn man Nennwörter ohne ein verbindendes Zeitwort neben einander stellt, so kann man ihre Verflechtung nur vermuthen lassen. Es kann denn aber ein jeder, der uns schikaniren will, sich weigern, diese anzuerkennen, in welchem Falle uns denn nichts übrig bleibt, als die wirkliche Verbindung gleichsam vor seinen Augen vorzunehmen, indem wir sie durch die

*) Ein anders ist es aber, wenn das Zeitwort des Beyworts wegen da ist, und beide zusammen Einen Sinn ausmachen, so, daß keines ohne das andere bestehen kann, und man also nicht zwey verschiedene Sätze unterscheidet. "Wer dies erklären wollte, würde sich vergeblich bemühen" ist richtig gesprochen, indem es nicht heißen soll: er würde sich bemühen, und zwar vergeblich. Eben so: "hervorstechende Schönheiten sucht man in Willis Stücken vergebens".

die Hinzufügung des Zeitworts vollziehen. Indem wir ihn aber auf diese Weise zum Schweigen bringen, müssen wir wahrnehmen, daß es nur auf diese Weise geschehen konnte, und eingestehen, daß wir gut gethan hätten, wenn wir diese Vorsicht gleich anfangs gebraucht.

Indessen ist dieser Fehler am allergewöhnlichsten, und selbst bey klassischen Schriftstellern findet man ihn. So natürlich nun aber auch diese Art zu reden scheinen mag, so findet man doch, daß alle neuere Nationen sie sorgfältig vermeiden "Die Verhältnisse der Dinge zu einander" sagen wir, statt: die Verhältnisse, die sie zu einander haben. Les rapports, que les objets ont entre eux; the relations things bear to another.

Selbst die Lateiner haben Sorgfalt getragen, diesen Fehler zu vermeiden, und trauen selbst dem Participio, wenn es die Dienste eines Nennwortes versehen muß, nicht mehr Handlung genug zu, um es geradezu mit einem andern Worte zu verbinden. Dies sieht man daraus, daß sie es nicht regieren lassen, den Casus wenigstens nicht, den ihr Verbum regierte. Sie sagen nicht amans me, sondern amans mei. Dieses mei will eigentlich sagen: meines Ich, meiner Individualität. Wenn den Philologen diese Bemerkung gegenwärtig gewesen wäre, so würden sie weniger eilfertig mit Emendationen gewesen seyn an den Oertern, an welchen dieses Pronomen vorkommt. So heißt es in einer Heroide Ovids:

copia placandi sit modo parva tui,

Worte

Worte des Liebhabers an seine Geliebte. Die Editoren sind gleich darüber aus, einen vernünftigen Sinn hinein zu emendiren. Der Eine schafft: placandae tui, der Andere placandae tuae; beides Fehler gegen die Grammatik. Scioppius würde ohne Zweifel placandi tui gelesen haben, aber placandi placationem darunter verstanden haben wissen wollen. Es ist hier aber, nach jener Bemerkung, weder eine Emendation, noch eine Ergänzung nöthig, sondern der Sinn fällt sogleich nett und rein vors Gesicht.

Es ist also jenes "mei" eine Fiction, wie sie mehrmals in den Sprachen vorkommt. Wenn sie also zu einer Fiction ihre Zuflucht nahmen, wo es uns scheint, daß sie nur auf dem gewöhnlichen Wege hätten bleiben können, so muß wol etwas dabey zum Grunde gelegen haben, welches sie bewogen diesen zu verlassen. Dieser Grund ist, daß sie dem Participio nicht die Handlung zutraueten, die im Verbo liegt, weil es dadurch, daß es etwas von der Natur eines Nennworts angenommen, so viel von seiner Natur als Zeitwort müsse verloren haben. *).

Man

*) Es finden sich freilich auch Fälle, wo das Substantiv ganz wie sein Verbum regiert, wie in einer bekannten Stelle beym Plautus oder Terenz: non tibi est curatio hanc rem. Dies sind merkwürdige Abweichungen, und beweisen nur, daß die Sprache oft in einem und demselben Falle übertrieben sorgsam, und übertrieben nachlässig seyn kann.

Man bemerke jedoch, daß, wenn in dem Nennworte eine Handlung versteckt liegt, welche durch eine Auflösung desselben kann gezeigt werden, man eines besondern Zeitwortes zur Uebertragung der Handlung nicht bedürfe. Es ist ganz richtig gesprochen: "Kritik der reinen Vernunft von Kant", weil es eben so viel ist, als: die reine Vernunft, kritisirt von Kant. Hingegen heißt es: "die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, vorgestellt von Kant", weil hier keine Auflösung statt findet.

Es ist hier vielleicht der Ort, Etwas von der Art hinzuzusetzen, mit welcher einige Schriftsteller ihre Abhandlungen betiteln, ich meine die Art, sie in Fragen abzufassen. "Was ist Aufklärung?" statt des Gewöhnlichen: "Ueber den Begriff der Aufklärung". Jene Art von Aufschriften gehört eigentlich unter die Figuren, und hat als solche ihre eigenen Regeln, darf also an und für sich nicht verworfen werden. Soll sie aber nicht als Figur auftreten, so ist es nöthig, sie dahin abzuändern, daß man sagt: "Beantwortung der Frage: was ist Aufklärung?" So hält es auch Kant. Diese Aufschrift ist auch weit natürlicher; denn man will nicht mehr fragen, sondern man antwortet schon.

Weniger tadelfrey sind diejenigen Arten von Aufschriften, welche wie diese lauten: "Woher es komme, daß ꝛc." Der Fehler wird sichtbarer, wenn man diese Redeart ins Lateinische überträgt. So sagt ein großer Gelehrter, der sonst auch in der

Sprache

Sprache die strengste Genauigkeit beobachtet: vnde plures insint radices aequationi cet. Schwerlich würde ein Römer so gesagt haben.

4) Einschränkende Bestimmungen, welche man als Prädikat angiebt. "Dieser vortreffliche, obgleich nicht stets behutsame, aber dennoch feine, und so viel er es in seiner Lage nur konnte, rechtschaffen handelnde Staatsmann." Welch eine Periode!

Es kann hier zugleich eine Manier bemerklich gemacht werden, welche nicht weniger tadelnswerth ist, da man nemlich durch ein eingestreuetes Adjectiv einen Umstand bey Gelegenheit angeben will, von dem hier nicht eigentlich die Rede seyn sollte, den man aber doch, um die gute Gelegenheit zu nutzen, anbringen will. "Die Weisheit dieses Fürsten bestand eigentlich darinn, daß er die von seinem so verkannten Vorfahr getroffenen Maaßregeln beybehielt." Hier wird beyläufig der Umstand eingeprägt, daß dieser Vorgänger verkannt wurde, welches wir hier gar nicht zu wissen verlangten.

5) Ergänzungen, die man dem Leser zu machen überläßt. Diese Unart, welche nur zu häufig ist, verdiente einen eigenen Namen, damit sie desto stärker bezeichnet, und weniger übersehen würde. "Ein Wust von Worten ist kein Verlust." Freylich nicht; ein Wust von Worten, ist ein Wust von Worten. Der Leser muß also erst übersetzen: "man verliehrt nichts, wenn man einen Wust von Worten verliehrt.

 6) Fal-

6) Falsche Wendungen und Quiproquos. Einer der gewöhnlichsten Fehler, weil die Schriftsteller eine besondere Zierlichkeit in Wendungen suchen, und darüber oft vergessen, was sie sagen wollen. „Dies Gemählde gefällt mehr durch einzelne überraschende Züge, und durch die liebliche Art des Colorits, als durch eine meisterhafte Anlegung und Ausführung einer großen und kühnen Idee". Den Worten nach heißt dies: In diesem Gemählde ist eine große und kühne Idee meisterhaft angelegt und ausgeführt, und es hat überdem einzelne überraschende Züge und ein liebliches Colorit: allein es gefällt durch das Letztere mehr als durch das Erstere. Dem Sinne nach, den der Schriftsteller beabsichtigte: In diesem Gemählde zeigen sich freilich keine große und kühne Ideen, welche meisterhaft ausgeführt wären, aber es hat einzelne glückliche Züge, und ein liebliches Colorit, und durch diese gefällt es.

An einer guten Wendung ist einem Schriftsteller unglaublich viel gelegen, wenn er einem gewöhnlichen Gedanken, der seiner Natur nach nicht von Nachdrucke seyn konnte, und auch nicht seyn sollte, diesen Nachdruck dennoch verschaffen will. Es ist oft lustig anzusehen, wie sie sich martern, und winden, um den Gedanken einiges Relief zu geben. Ein neuerer Schriftsteller will gerne einem gewissen Philosophen etwas Schmeichelhaftes sagen, und dem Publico die Kälte vorwerfen, mit welcher es seine Schriften aufgenommen hat. Er bricht demnach in folgende Worte aus:

"Wer

"Wer in seinen Werken nichts bewundert, als die zu große Gedrungenheit (die Wirkung der ältesten Bekanntschaft mit allen Systemen), oder den Tiefsinn, oder die Phantasie, oder gewisse Züge, die gewisse seltenere Menschen heben: der versäumt noch etwas größeres zu bewundern — die Kälte, womit das Deutsche Publikum alle Werke schätzt, die es mehr als einmal lesen muß."

Diese Periode soll gedrungen, nachdrücklich, kräftig seyn, und die Wendung ist vorzüglich auf einen großen Effekt berechnet. Indessen fühlt gewiß Jeder, dem daran gelegen ist, zu wissen, was er liest, ein gewisses Unbehagen bey Lesung dieser Periode, welches nichts anders, als ein dunkles Gefühl ist, daß nicht Alles so sey, als es seyn sollte. Wenn man die Periode analysirt, so findet man auch dieses Gefühl hinlänglich gerechtfertigt. — Welch eine Verwandtschaft ist unter der Bewunderung des Tiefsinnes eines Mannes, und dem Unwillen, mit welchem das Publikum diesen Tiefsinn aufgenommen? Bewundere ich die Kälte, wie ich den Tiefsinn bewundere? und ist es eine natürliche Folge, daß man, wenn man sich über diesen erfreut, über jenen erzürnt werden müsse? Unter die Stücke, welche, zusammengenommen, die Vortrefflichkeit des Werks ausmachen, und die mir, Eins nach dem Andern, zur Bewunderung vorgezählt werden, wird auf einmal etwas ganz Fremdes herbeygeführt, welches doch jener Bewunderung gleichfalls, als ein eben so wesentliches Ingredienz, welches

bald wäre übersehen worden, theilhaftig werden soll. Diese Wendung ist selbst als Figur falsch, und in einer natürlichen Rede vollends unausstehlich.

Ferner: der Verfasser gibt mir die Wahl, was ich bewundern wolle. Er zählt mir einzelne Stücke auf, deren jedes meine Bewunderung verdiene, nur will er, daß ich, wenn ich mir Eins, was es sey, ausgesucht habe, nicht vergessen soll, auf etwas Anderes, das noch größer und bewundernswürdiger sey, meine Aufmerksamkeit zu richten. Wohl, ich nehme mir denn die gewissen Züge, die gewisse seltenere Menschen heben, heraus; was würde das Andere seyn, das ich noch stärker bewundern soll? ich sehe mich in der Reihe der aufgezählten Stücke um, und finde eines besondern Tiefsinns erwähnt. Ich stehe nun nicht an, diesen durchgeführten Tiefsinn jenen einzelnen glücklichen Zügen vorzuziehen. Aber nein! jener Tiefsinn ist lange so bewundernswürdig nicht, als jenes unbekannte Dritte. Kurz, dieses große Dritte ist — nicht etwa noch ein neues unbekanntes Talent dieses vortrefflichen Schriftstellers, auf dessen Entdeckung ich mich freuete, sondern — die Kälte, mit der das Publikum diesen Tiefsinn übersah. —

Um dem Unfuge der Sophisten Einhalt zu thun, welche mit ihren dialektischen Trugschlüssen Jederman irreten, entschloß sich Aristoteles, zu untersuchen, was der menschliche Verstand eigentlich mache, wenn er urtheilt und schließt. Er setzte demnach fest, was ein Schluß seiner Natur nach

sey,

sey, was er leisten, und was er nicht leisten könne. Auf diese Weise entstand die Logik, eine Wissenschaft, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten, und einen vortrefflichen Beytrag zur Kenntniß der menschlichen Natur geliefert hat.

Sophisten haben wir nun zwar in unsern Tagen nicht mehr. Wir haben vielleicht eben so viel an Scharfsinn verlohren, als wir an Cultur gewonnen haben. Aber eben diese Cultur bedarf nun auch einer eben so starken Aufsicht, um nicht in falsches Raffinement auszuarten, als jene Zeiten, wo man noch die angestrengtesten Uebungen des Scharfsinns liebte, der Aufsicht einer gründlichen Philosophie bedurften, um nicht in Sophistereyen auszuschweifen. Es wäre also wol einmal nöthig, auf eine Kritik zu denken, die dem falschen Ausbildungsgeiste Grenzen setzte und ihn einschränkte. Ich rede hier bloß von dem Raffinement der Schriftsteller, mit welchem sie ihren Schriften einen so hohen Grad von Vollkommenheit zu geben glauben. Es wäre schon verdienstlich, einmal die Wendungen zu kritisiren, zu untersuchen, woher sie entstanden, und was sie bewürken sollen, und anzugeben, was sie ihrer Natur nach bewirken können. Es müßte sich denn aus diesen Untersuchungen ergeben, auf welche Weise man auf falsche Wendungen kommen könne, und in welchem Maaße sie überall in der Sprache zuzulassen.

Wie widrig gezwungen ist nicht schon die Art, mit welcher in jener Periode jenem Philosophen die Lobsprüche zugetheilt werden. Ueberhaupt wis-

sen die wenigsten unserer Schriftsteller geschmackvoll zu loben. Sie nehmen die Backen gleich strotzend voll, und können kein Ehrendenkmal anders als in kolossalischer Gestalt errichten.

Auch hierinn können wir noch von den Ausländern lernen. Man lese nur einmal die gewöhnlichen Lebensbeschreibungen, welche vor die Werke englischer oder französischer Gelehrten gesetzt zu werden pflegen. Wie oft findet man in solchen anspruchslosen, ungeschmückten Vorreden, die herrlichsten, nachdrücklichsten und geschmackvollesten Lobsprüche. Besonders liebenswürdig ist die Art, wie sie diese beylegen. Unsere Biographen suchen nur durch Lobeserhebungen, die sie von allen Seiten her auf ihren Helden anhäufen, diesen vor allen andern Menschen auszuzeichnen, und sie können nicht erkennen lassen, wie hoch er stehe, ohne zu zeigen, wie tief Andere unter ihm seyen. Jene hingegen erheben in dem Manne, dessen Biographen sie sind, vielmehr solche Züge, in welchen wir den Menschen als Menschen schätzen, und zeigen uns in ihm, nicht unsere Kleinheit, sondern die Vortrefflichkeit der menschlichen Natur, welche sich in ihm verherrlicht hatte.

Ich kann diesen Abschnitt nicht besser beschliessen, als damit, daß ich zur Warnung für alle, welche sich der Geräumigkeit unserer Sprache bedienen wollen, um einen Gedanken, den sie nicht mit Präcision vortragen können, so lange herumzuschleppen, bis er endlich das zu sagen scheint, was sie sagen wollen, eine Periode hersetze, welche hoffentlich

fentlich abschreckend genug ist, um dem Leser den Entschluß fassen zu lassen, so genau und consequent im Schreiben zu seyn, als es ihm möglich ist, sollte es ihm auch recht sauer dabey werden.

Diese Periode hat ein junger Schriftsteller, welcher bekannt genug ist, in der Vorrede zu seines Vaters Gedichten, geliefert, welche er nach dessen Tode herausgab. Sie lautet so: „Mein Vater hatte diese Sammlung seiner, bis auf ein paar nach, dem Publiko noch nicht bekannten, von mir in derselben Ordnung gelassenen Gedichte, wie seine Handschrift sie gestellt, zum vierten Theile derjenigen bestimmt, in denen Er, einer der Gründer unserer sehr uneigentlich so genannten, nur schönen Literatur und Entreisser unserer Nation aus dieser Schmach der Barbarey, von 1748 an, sich, (neben seinen andern Verdiensten als Redner, Geschichtforscher und Schreiber, bürgerlicher Geschäftsmann, Theolog) auch als lyrischer und didactischer Dichter einen — ich freue mich darob! — troz aller Bemühungen unserer Kritiker noch nicht verdunkelten Namen gemacht."

# Dritter Abschnitt.

## Ueber die Entstehung der Hülfswörter.

In den neuern Zeiten haben es einige gutmüthige Schriftsteller nicht gelassen ertragen können, daß man immer von dem Vorzuge sprach, den die ältern Sprachen vor den neuern hätten. Sie haben daher, in einer Art von Verzweiflung, den Entschluß gefaßt, ihre Muttersprache, es koste auch, was es wolle, von dieser Schmach zu retten. Wie es nun gemeiniglich zu geschehen pflegt, daß es bey einem Entschlusse, den Unwille, oder Enthusiasmus eingegeben haben, selten bey dem Genug bleibt, und die Kraft, welche einen Widerstand aufheben soll, es selten bey der bloßen Hinwegräumung desselben bewenden läßt, so konnten sich auch jene Schriftsteller nicht dafür schützen, daß sie nicht hätten zuviel thun sollen. Sie begnügten sich nicht damit, zu zeigen, daß hinwiederum die Deutsche Sprache Vollkommenheiten habe, welche den ältern abgehen, oder daß die Vollkommenheiten der letztern nicht von der Art wären, daß sie einen so großen Vorrang der ältern Sprachen bewirken sollten; sondern sie wollten nun, da sie einmal aufgebracht waren, beweisen, daß im Gegentheile die neueren vor den ältern Sprachen Vorzüge haben. Da sie nun

nun einmal so weit gekommen waren, so wollten sie auch hier nicht stehen bleiben, sondern sie spannten sich so hoch, daß sie jene Vorzüge als Beweise der Veredlung der menschlichen Natur ansehen konnten, und nun geradezu einen Beweis von der höhern Cultur des Menschengeschlechts in unsern Zeiten aus der höhern Cultur der neuern Sprachen zu führen unternahmen.

Indessen ging es mit diesem Unternehmen, wie es gemeiniglich mit denen zu gehen pflegt, welche nach dem Grundsatze: "wagen verliehrt, wagen gewinnt" angefangen werden. Die Beweise, die sie für ihre Behauptungen anführen, sind gerade von der Art, daß sie sehr deutlich zeigen, wie wenig sich die neuern Sprachen in sich selbst haben finden können, und auf welche ungeschickte Weise sie meistentheils zu Werke gegangen. So werden als Beyspiele der größern Vollkommenheit der neuern Sprachen die Hülfswörter von ihnen angeführt, als welche die unvollkommenen Biegungen der Zeitwörter bey den Griechen und Römern auf die glücklichste Weise ersetzt haben sollen.

Diese Behauptung hat aber schon andern Männern, welche die Deutsche Sprache von ganzen Herzen lieben und schätzen, dennoch nicht recht gefallen wollen. Unter Andern hat ein ungenannter Schriftsteller in der Berl. Monatsschrift, May, 1793, der Deutschen Sprache den Vorwurf gemacht, daß sie ihre Hülfswörter in einer höchst unnatürlichen Ordnung gebrauche, und dadurch eine Instanz gegen die Behauptung geliefert, welche von unsern

Schrift=

Schriftstellern sehr fleißig und sehr gern, und nicht ohne einen gewissen Stolz gethan wird, daß nemlich, so wie die Griechische Sprache, die Sprache der Empfindung, so die Deutsche die Sprache der Vernunft sey, indem sie ihre Wortfügung so einrichtete, als die Vernunft es mit den Gedanken einrichte, nicht aber wie die Empfindung mit ihren voreiligen Ausbrüchen es haben wolle.

Die Bemerkungen des erwähnten Schriftstellers sind scharfsinnig, in so fern sie von der gewöhnlichen Vorstellungsart, von der Entstehung, der Absicht und dem Gebrauche der Hülfswörter ausgehen. Es ist in der That unbegreiflich, wie wir sagen können: "nachdem ich den Baum diesen Morgen in meinem Garten gepflanzt habe, so habe ich ihn diesen Abend begossen", da es doch heissen müßte: "nachdem ich habe gepflanzt den Baum diesen Morgen in meinem Garten, so habe ich begossen ihn diesen Abend", es ist unbegreiflich, sage ich, wie wir die Wörter in der Ordnung konnten folgen lassen, sobald man in "ich habe gepflanzt, ich habe begossen" weiter nichts sieht, und sehen will, als das Lateinische: "serui, irrigui." Allein daß es ganz etwas Anders seyn solle, als diese Uebersetzung, wird sich aus der Betrachtung der Hülfswörter ganz deutlich ergeben.

Der Verfasser erklärt diese widernatürliche Ordnung durch eine Hypothese, auf welche er aber selbst wenig zu bauen scheint. "Ich nehme an, was man in der That bey allen ursprünglichen Sprachen annehmen muß: daß der Zeitwörter, die zuerst

zuerst erfunden wurden, nur sehr wenige waren, und daß sie nur allgemeine Begriffe der Bewegung, oder des Thuns und Leidens ausdrückten. Ich nehme an, daß der ganze Reichthum der Zeitwörter in der Deutschen Sprache bey ihrer Entstehung nur in den dreien bestand: ich habe, ich thue, ich bin. Ich nehme an, daß die Zeitwörter, welche einen bestimmten Begriff bedeuten, später nach und nach erfunden wurden. Ich nehme an, daß der alte Deutsche lange bloß sagte: ich habe den Bären — und daß er mit pantomimischer Gebehrde dann genauer bestimmte, ob er den Bären gefangen, getödtet oder verjagt habe. Da er nun in der Folge auch für diese bestimmten Begriffe Zeitwörter erfand, aber schon längst an die Worte: ich habe den Bären, gewöhnt war, so sprach seine Zunge die ihm geläufig gewordenen Worte mechanisch aus, ehe er sich auf das später erfundene, bestimmtere, Zeitwort besann, und dieses bekam daher den letzten Platz."

Alles, was der Verfasser anführt, hat seinen guten Grund, sobald man annimmt, daß jene Hülfswörter, haben, seyn, thun, zuerst in der Sprache entstanden. Allein hierinn liegt das πρωτον ψευδος. Es ist soweit gefehlt, daß dieses geschehen seyn sollte, daß sie vielmehr die allerletzten gewesen.

Die Sprachforscher und Philologen nehmen einmüthig an, daß die Infinitive der Zeitwörter die ersten Wörter gewesen, welche die Sprache hervorgebracht. Es ist also wol am natürlichsten, anzuneh-

zunehmen, daß diese Wörter Onomatopöien, mehr oder weniger glückliche, waren, und daß sie sich auf einen Gegenstand bezogen, welcher sogleich konnte angewiesen werden. Das Allgemeine von Thun, Leiden, konnte um diese Zeit desto weniger bemerkt werden, da die Gegenstände selbst, die sich dem Menschen mit ihren Veränderungen in concreto darboten, ihm eine Bezeichnungsart an die Hand gaben, welche weit leichter und natürlicher war. Veränderungen gehen in der Zeit vor, bezeichnet man sie, so entsteht ein Zeitwort, und da die Veränderungen sich nicht auf eine bestimmte Person und auf eine bestimmte und modificirte Zeit einschränkten, oder als eingeschränkt gedacht wurden, so legte sich das Zeitwort in die Formen des Infinitivs.

Nun kamen aber Fälle, wo man verschiedene Zeiten bestimmt, ja, mit ihren modis, angeben sollte. Man denke sich, wie groß die Anstrengung bey einer Nation seyn muß, welche zuerst diese so ungemein schwer zu fassenden Verhältnisse angeben soll. Man möchte sagen, daß es beynahe ein Beweis von der Göttlichkeit der menschlichen Natur sey, durch solche Schwierigkeiten, die man sich in der vollendeten Sprache nicht einmal so groß, als sie in der ungebildeten seyn mußten, gehörig vorstellen kann, mit Gewalt durchzudringen, die Veränderungen in der Vergangenheit und in der Zukunft anzugeben, ohne sie im Verhältnisse zu der Gegenwart zu betrachten, und sie durch eine bloße Biegung an dem Worte anzugeben. Es ist dies

in der That der Triumph des Abstractions-Vermögens des Menschen, und der Stärke, die er hat, sich nicht von dem immer fortströmenden Flusse der Erscheinungen mit hinwegreißen zu lassen. Den Griechen ist es hierinn am schönsten gelungen. Ihre Sprache allein kann nicht allein die Modifikationen der Objekte in der Zeit, sondern zu gleicher Zeit auch die Modifikation des Subjekts (die modi) auf das schärfste und bestimmteste angeben.

Andere Völker hingegen, welche nicht so, als die Griechen, die Gabe besaßen, die hinzuströmenden Begriffe schnell und bestimmt von einander abzusondern, und jedem seine eigenthümliche Provinz anzuweisen, erlagen unter der schweren Arbeit, und glaubten, daß man sie doch schon verstehen würde, wenn auch der Ausdruck nicht immer das so aufs Haar sagte, was er sagen sollte. Sie faßten nur die zwey großen Haupteintheilungen der Zeit, die Vergangenheit und die Gegenwart, und die Deutsche nahm sich nicht einmal die Mühe, für die zukünftige Zeit eine Bezeichnung zu ersinnen.

Indessen fühlte man doch, mit zunehmender Cultur, das Bedürfniß, diesen Bestimmungen mehr Schärfe zu geben, immer stärker, und fand endlich ein Mittel, dieselbe, vermöge einer besondern Eigenschaft der Sprache, auf welche man aufmerksam zu werden anfing, zu bewerkstelligen. Es war dies die Zeit, da in der Sprache die Wörter: **seyn**, **haben**, **werden**, entstanden waren, oder im Begriffe waren, zu entstehen. Die

Entste-

Entstehung derselben konnte nur in der höhern Cultur der Sprache vor sich gehen, indem sie theils Entwickelungen ursprünglicher, aber tief in uns liegender Begriffe enthalten, theils bloße Fictionen sind, welche die Sprache, zu ihrer eigenen Erleichterung, erfunden hat.

Man betrachte zuerst das Wort Seyn. Wer kennt nicht die Bemühungen der alten Philosophie, welche, ob sie gleich das Daseyn als einen einfachen Begriff aufgeführt hatte, dennoch eine Definition desselben versuchte, die sie aber, so sauer sie sich es auch werden ließ, dennoch nie zu Stande bringen konnte. Jede Bemühung, diesen Begriff zu zergliedern, mußte fruchtlos seyn, indem er ganz ohne Inhalt ist, und bloß einen Actus unsers Verstandes ausdrückt, nachdem wir von den Gegenständen etwas aussagen, was nimmermehr in ihnen anzutreffen ist. Denn daß die Gegenstände sind, sagen sie uns nicht, und keine Erfahrung kann uns das jemals kund thun, sondern, indem wir erfahren, daß sie auf uns wirken, machen wir den Schluß, daß sie sind, ein Schluß, zu welchem wir durch ganz andere Umstände erst berechtigt werden mußten. In dem Wirken liegt aber das Seyn keinesweges so verborgen, daß es durch eine leichte Entwickelung könnte herausgenommen werden. Es gehörte eine große Ausbildung des Reflexions-Vermögens dazu, diesen Schluß herauszubringen, und es ist gewiß, daß es ganze Nationen gibt, welche auf den Begriff von einer Existenz der Gegenstände und der Welt gar

nicht

nicht gekommen sind. Vielleicht erklärt diese Bemerkung die Erscheinung, daß das Zeitwort seyn, in allen Sprachen, die wir kennen, irregulär ist. Die Nationen konnten sich in den sonderbaren Begriff erst gar nicht hineinfinden, und er konnte ihnen zuerst nicht so geläufig und bekannt werden, daß sie, wie mit einem concreten, mit ihm hätten umgehen können.

Allein es scheint, als ob der Begriff von einem Seyn bey den wenigsten Nationen auf diese Weise sich entwickelt habe, indem er sonst schwerlich zu einem Hülfsworte würde gebraucht worden seyn. So rein der Begriff auch ist, so scheint es doch, als wenn selbst hier eine Onomatopöie zum Grunde liege. Man sagte statt seyn vermuthlich zuerst wesen, wie der Landmann in einem Theile Niedersachsens in der That noch spricht; daher das Wesen der Dinge, ein Ausdruck, der nicht ganz so rein zu seyn scheint, als er aussieht. Man dachte sich vermuthlich zuerst das Existiren unter dem Bilde von Wirken, und das Zusammentreffen der Bestimmungen, die das Wesen eines Gegenstandes ausmachen, unter einer Bewegung. Man sagte: der Gegenstand weset, und dachte sich dabey die Bestimmungen, durch welche er wird, in einer wirklichen Handlung begriffen. Dieses "Wesen" nun scheint in der That etwas Hörbares auszudrücken. Man konnte, wie es scheint, zuerst nicht auf den Gedanken kommen, daß die Gegenstände durch ihre bloße Existenz existiren sollten, und, nachdem man den Gedanken von einer Existenz schon gefaßt hatte,

dachte man sie sich doch nicht rein, sondern durch Bewegung existirend. Nachher kam man auf den Gedanken, daß dasjenige, was bewegt würde, von der Bewegung selbst unterschieden seyn müsse, und nun änderte man den Ausdruck: "der Gegenstand weset", dahin ab: "er ist", wodurch man aber in der That weiter nichts sagte, als: "dasjenige, was bewegt wird, und nicht mehr selbst die Bewegung ist".

Auf diese Weise kann man sich es erklären, wie das Seyn ein Hülfswort werden konnte. Der reine Begriff davon, war, da er keine Modificationen zuläßt, indem keine Sache mehr oder weniger existirt, als die andere, und selbst die Art des Existirens, das Existiren selbst gar nicht angehet, und mit ihm gar nicht zusammengedacht werden kann, sehr ungeschickt, die Dienste eines Hülfswortes zu versehen. Den reinen Gedanken von einem Daseyn entwickeln, kann nur eine Nation, bey welcher das Reflexionsvermögen stark genug ist, um über die Gegenstände hinauszugehen, und sie auf eine Art zu bestimmen, die nur dem Menschen ganz eigenthümlich zugehört, und zu welcher die Gegenstände nur Anlaß geben konnten, ohne darauf geleitet zu haben. Denn die Erfahrung giebt uns ihn weder in einzelnen Wahrnehmungen, noch durch Abstraction, denn wie kann das ein Abstractum seyn, dessen vollendeten Begriff man schon haben muß, ehe man sich noch an das Geschäft des Abstrahirens macht? Es sey also erlaubt, den Ausspruch jenes philosophischen Sprachforschers: daß das Wort Seyn das Abstractions-Vermögen des

Menschen

Menschen im allerhöchsten Grade ausdrücke, dahin abzuändern: daß es das Erinnerungs-Vermögen und die Stärke der menschlichen Denkkraft, die sich über die Gegenstände erhebt, und von ihnen durch sich selbst aussagt, was sie doch in der Erfahrung nicht wahrgenommen, in einem Grade zu erkennen gibt, die unsere größte Bewunderung verdiente, wenn es überall einen Sinn hätte, sich über etwas zu wundern, das den Menschen angeht.

Es finden sich Spuren genug in den neuern Sprachen, aus welchen man deutlich wahrnehmen kann, daß sie sich gleichsam gesträubt haben, den Begriff von einem Seyn zu einem Hülfsworte zu gebrauchen. Sie nehmen die Arten der Bewegung zu Hülfe, um ein Subjekt in einem gewissen Zustande zu bezeichnen. "Ich gehe überzeugt, er kömmt geschätzt, er steht überführt", vado persuaso, viene stimato, sagt der Italiäner, wo wir sagen: ich bin überzeugt, er wird geschätzt, er ist überführt. Es kann diese Art zu reden nicht daraus erklärt werden, daß die Nation nicht Vermögen genug gehabt, die Idee von einem reinen Seyn zu entwickeln. Sie gebrauchten eben so früh das Seyn als Hülfswort, aber nur spärlicher und ungern. Sie sagen nicht: sta stato, sondern e stato. Sie hatten also diesen Begriff schon entwickelt, nur bestimmten sie ihn gern durch die weniger allgemeinen von Gehen, Kommen, Stehen. Ja, in den frühesten Zeiten hatten sie schon in ihrer Sprache das essuto, welches unserm gewesen ganz entspricht, verließen es

in der höhern Cultur der Sprache wieder, und nahmen stato auf. Moritz erklärt in seiner Italiänischen Sprachlehre den Ausdruck: egli è stato in Francia etwas gezwungen, und wenig befriedigend. Er sagt: es heiße so viel, als: es ist mit seinem Aufenthalte in Frankreich zum Stillstande gekommen, durch welchen Ausdruck eine gänzliche Vollendung bezeichnet werden solle. Aber sollte die Erklärung nicht natürlicher seyn, nach welcher jener Ausdruck nur für eine Bestimmung des Seyns ausgegeben wird? Die Italiäner konnten eben sowohl sagen: egli è essuto in Francia. Warum thun sie es also nicht? Ohne Zweifel, weil sie einsehen, daß der bloße Begriff von einem Daseyn, in so fern er weiter nichts ist, als eine bloße Verneinung jeder Handlungs- und Wirkungsart, sich zur Bezeichnung eines Zustandes schlecht schicke. Sie geben deshalb lieber eine Handlungsart des Subjekts an, und sagen eigentlich durch jenen Ausdruck weiter nichts, als dieses: er ist in Frankreich wirkend gewesen.

Indessen zieht Moritz unser gewesen jenem Ausdrucke der Italiänischen Sprache, der ihn ersetzen soll, vor. Seine Erklärung des gewesen ist scharfsinnig, obwol ein wenig dunkel vorgetragen. Vielleicht könnte seine Meynung folgendergestalt einleuchtender vorgetragen werden: Man sagt: bauen, sehen, gehen, und um eine Vollendung anzuzeigen: gebauet, gesehen, gegangen. Warum sagt man nun nicht: seyn, geseyn, nicht: ich bin geseyn, sondern: ich bin gewesen? Der

Grund

Grund ist, weil ich mir das gebauet, gesehen, ob es gleich vollendet ist, dennoch in der Gegenwart vorstellen kann, allein das Seyn kann ich mir, wenn es vorbey ist, nicht mehr als seyn denken. Nun findet es sich, daß unsere Sprache das Seyn auch als eine Beschaffenheit betrachtet, und zwar in dem Ausdrucke: das Wesen der Dinge, welcher Ausdruck nicht durchaus eine Fortdauer anzeigen soll. Hieran hält sich nun die Sprache, und legt nun das Seyn als eine Eigenschaft bey, die in einer vergangenen Zeit in dem Subjekte gewesen, und rettet sich dadurch aus der Verlegenheit, eine vollendete Fortdauer angeben zu müssen.

Es scheinet, Moritz schaffe hier eine Schwierigkeit, um sie zu heben. Warum soll man nicht ein Seyn in einer vergangenen Zeit gegenwärtig denken können? Wenn man ferner das Seyn als eine Beschaffenheit betrachtet, so ist dies kein Seyn, und es bleibt sodann noch ein Schritt übrig, um auf den Gedanken zu kommen: daß das, was existirt, existire.

Ist es nicht natürlicher, das gewesen durch gewürkt zu erklären, und den Ausdruck: ich bin gewesen, zu übersetzen: ich habe gewirkt? Selbst das Wort existiren weiset auf Bewegung hin, und zeigt, daß die Sprachen das Seyn nur unter diesem Schema vorstellen konnten. Ja es ist zu glauben, daß das Seyn, so wie es die Sprache gebraucht, auf eben die Weise aus den Wörtern entstanden, welche eine Bewegung oder Handlung

ausdrücken, als haben aus halten, und werden aus wachsen, wie nachher wird gezeigt werden, entstanden ist. So wie haben in ihnen eigentlich halten bedeutet, mit einer Verneinung jeder besondern Art des Haltens, werden, ein wachsen, mit einer Verneinung jeder besondern Art des Wachsens und Entstehens: so, scheint es, entstand das Seyn, als Hülfswort, aus denen Wörtern, welche eine Bewegung, Handlung, Thätigkeit ausdrücken, indem man durch dasselbe zwar den ganzen Begriff, den jene Wörter ausdrückten, beybehielt, aber jede besondere Art verneinte, auf welche sie wirklich wurden.

So viel ist gewiß, daß in den neuern Sprachen der Begriff von einem Seyn damals noch nicht rein entwickelt war, als man es zu einem Hülfsworte gebrauchte. Es würde sonst wol schwerlich zu dieser Ehre gekommen seyn. Die Griechen haben überall keine Hülfswörter, weil sie richtiger dachten, als wir. Wenn wir die Entstehung der übrigen Hülfswörter entwickelt haben werden, so wird gezeigt werden können, woher das Bedürfniß kam, welches die Ersinder neuerer Sprachen zwang, sich ihrer zu bedienen, und welchen Dienst sie ihnen eigentlich leisten sollten.

Das Wort haben ist ein so künstlicher Begriff, und eine so feine Fiction, daß es nur in der höhern Cultur der Sprache entstanden seyn kann. Der Naturmensch kennt nur den physischen Besitz, und deswegen sagte er da, wo wir jetzt: "ich habe", sagen, ich halte. Es ist also das Wort haben

um

um so viel jünger als das Wort halten, als das Wort Eigenthum jünger ist, als das Wort Besitz. Sogar hat sich das "halten" noch als Hülfswort unter einigen neuern Sprachen, neben dem feinern "haben" zu erhalten gewußt. Im Spanischen und Portugiesischen ist tengo, tenho, ein regelmäßiges Hülfswort, und man sagt in ihnen: ich halte geschrieben, eben so richtig, als: ich habe geschrieben, ja, ich halte gehalten, eben so gut, als ich habe gehabt.

Die enge Verbindung, welche der Besitz mit der Persönlichkeit des Menschen hat, und die Leichtigkeit, mit der man sich in ihn hineinfinden kann, ließ in den Erfindern der Sprache den Wunsch aufsteigen, daß sie, um mit den Gegenständen desto besser fertig werden zu können, dieselben in diesem Verhältnisse betrachten könnten. Denn da sie nur durch Beziehungen erkannt werden konnten, so machte es ihnen zu viel Mühe, sie nach der Beziehung zu erkennen, die sie untereinander haben, und suchten lieber eine Beziehung derselben zu sich selbst auf. Sie betrachteten sie also als mit ihrer Persönlichkeit selbst verknüpft, eine Handlungsart, die in der That etwas Rohes und Ungeschlachtes hat, und sehr deutlich zeigt, wie wenig sie sich gegen die Heftigkeit, mit welcher die Aussendinge auf sie einwirkten, befassen und Widerstand leisten konnten, und daß sie, ohne Wahl, das Erste, das Beste ergriffen, woran sie sich festhalten konnten. Sie würden vielleicht den Begriff selbst nicht einmal von seiner physischen Bedeutung entkleidet haben, wenn

sie dieselbe nur, ohne sich selbst zu widersprechen, in allen Fällen hätten beybehalten können. Sie konnten zwar sagen: "ich halte das Thier getödtet", womit sie eigentlich sagten: "die Tödtung des Thiers ist mein", auch: "ich halte es angeschossen", welches, nach einer ähnlichen Uebersetzung, soviel heißt, als: "die Anschiessung des Thiers ist mein", ob es gleich davongelaufen, aber man konnte doch nicht sagen: "er hält den Kopf verlohren". Dieser böse Umstand wäre schon hinreichend gewesen, ihnen alle Hoffnung zu benehmen, mit ihrer Erfindung durchzukommen, allein diese war ihnen viel zu werth, und gewährte ihnen eine viel zu große Erleichterung, als daß sie sie, bloß eines kleinen unschuldigen Unsinns wegen, sogleich wieder hätten aufgeben sollen. Sie glaubten noch immer damit durchkommen zu können, wenn man ihnen nur eine kleine Fiction erlaubte. Diese war denn nichts Anders, als daß man das halten einmal als ein "nicht halten" betrachten sollte, nicht gerade als Besitz, aber doch als Besitz. Genug, es sollte etwas, einem Besitze Analoges seyn, ohne doch selbst Besitz zu seyn. Man wollte sich nicht der Freyheit begeben, Sachen, die nicht in unserer Gewalt stehen, nach einer nützlichen Fiction, als in solcher betrachten zu lassen, und glaubte damit durchzukommen, daß man den Begriff des physischen Besitzes seiner eigenthümlichen Bedeutung entkleidete, und nach ihm einen figürlichen bildete, welcher eben das bedeuten, aber die Sache feiner vorstellen sollte. Auf diese Weise entstand das **haben**, dieser Besitz vel quasi der

Sprache

Sprache, keinesweges durch Abstraction, denn es hält keine Arten unter sich, unter welchen das Halten begriffen wäre, sondern durch eine Veranstaltung, die man, um sich das Bezeichnen zu erleichtern, getroffen hatte, indem man in Gedanken einen Zirkel um eine Menge von Begriffen Einer Art zog, um ihn, statt dessen, was er umschloß, betrachten zu können.

Man könnte, wenn man zu Einfällen geneigt wäre, oder ihnen mehr als ein augenblickliches Gehör zugestände, hier in der That auf einen sehr sonderbaren kommen. Wir haben ein Naturrecht, ein Eigenthum und Recht ausser dem Staate. Wem ist es unbekannt, welche Mühe sich von jeher die Philosophen gegeben, um diesen Begriffen von Recht eine Deduction zu verschaffen, und wie ihnen noch keine hat gelingen wollen. Nun kann aber kein Naturrecht, als Wissenschaft, je zu Stande kommen, bevor diese nicht geliefert ist. Die positiven Rechtslehrer haben aber auch keine Deduction von dem, was recht ist, besitzen aber dennoch eine vollendete, gültige Wissenschaft des Rechts. Die Nationen des Alterthums haben nie von einem Naturrechte, in dem Verstande, in welchem wir es nehmen, geredet, ihre Definition vom Naturrechte ist die, welche das Corpus iuris liefert, und welche in unsern Tagen so sehr verschrieen und belacht ist, ob sie gleich vielleicht die einzig richtige ist. Nun findet es sich, daß diese Nationen in ihrer Sprache kein haben hatten, so wie wir es haben. Bey den neuern Nationen ist dadurch eine

eine Idee vom Eigenthume entstanden, welche eine Fiction der Sprache war. Sollte es nicht den Anschein haben, als ob diese Fiction sich als mehr als eine Fiction habe gelten gemacht, und als ob die neuern Nationen, nachdem sie den Ursprung und die Entstehungsart dieses Worts vergessen, ihm ein weiteres Feld eingeräumt, als ihm zukömmt, und aus den Wörtern unter die Begriffe aufgenommen? es wäre sodann erklärlich, wie sie sich quälen konnten, ihm Realität zu verschaffen, und wie sie sich damit vergeblich quälen mußten. Die Alten hatten ein solches Wort in ihrer Sprache nicht, und auch keinen Begriff, der daraus entstanden wäre. Einen Grund muß es doch wenigstens haben, warum gerade unter den Alten Grundsätze wie dieser: nec natura potest iusto secernere iniquum, so allgemein verbreitet, und mit solchem Gefühle von Evidenz anerkannt waren, da unter den Neuern dergleichen Grundsätze nicht einmal in Betrachtung gezogen werden, und es sich fast Niemand einkommen läßt, an der Existenz eines Naturrechts zu zweifeln. Aus einem stärkern Gefühle von Moralität wird es doch wol keiner unternehmen, diese Erscheinung zu erklären. Ich bitte übrigens, diesen Einfall für nichts weiter zu nehmen, als wofür ich ihn ausgegeben habe, und kehre sogleich wieder zu unserer Untersuchung zurück.

Auf diese Weise hatte man sich nun das Geschäft des Erfindens in der Sprache ungemein erleichtert. Man hatte nun den Punkt gefunden, von welchem alle neuern Sprachen in syncentrischen

Kreisen

Kreisen ausgehen. Um sich die so schwierige Bezeichnung des Vergangenen und Zukünftigen zu ersparen, welches die alten Sprachen, mit ihren feinsten Schattirungen, in sich selbst bezeichnet hatten, hatte man nun die Gegenwart, von welcher man ausgehen konnte, und welche das Vergangene und Zukünftige bezeichnen helfen mußte, in dem man nur das Verhältniß angab, in welchem Beide zur Gegenwart stehen, und nun konnte man Handlungen, welche verschwinden, und die man an keiner Seite fassen und zur Darstellung bringen konnte, unter dieser Fiction betrachtet, verständlich bezeichnen. Freilich ist in dieser Fiction ungemein viel Rohes, aber was muß man nicht der Sprache nachsehen, welche sich unter dem Drucke von tausend Hindernissen empor zu arbeiten strebt. Man betrachte die Ausdrücke: ich habe geschlafen, geweint rc. und denke einmal nach, auf welche Weise wol die Sprache darauf gekommen. Den Zustand des Schlafens bezeichnete man durch den Infinitiv schlafen, aber wie sollte man es deutlich machen, daß sich ein Mensch in einem solchen Zustande befunden habe? Es scheint gar leicht zu seyn, ihn durch eine bloße Biegung am Zeitworte zu bezeichnen, allein das ist gerade die schwierigste Art der Bezeichnung. Es gehört dazu, daß man die Gegenwart durchaus aus dem Auge verliere, welches einem Menschen, der von Natur nicht zum Abstrahiren geschickt ist, noch durch Uebung eine Fertigkeit darinn erlangt hat, schwerer ist, als man sich vorstellen kann. Man muß sich

einen

einen vergangenen Zeitpunkt, ohne Beziehung auf die Gegenwart, vorstellen, und in diesem den Zustand des Menschen, der ihm gegenwärtig war, und jetzt nicht mehr ist. Diese drey Stücke muß man sich lebhaft und ohne die geringste Verworrenheit denken können, indem man sonst der Biegung keine Festigkeit geben, und sie bald zu dieser, bald zu jener Bezeichnung gebrauchen würde, wodurch eine mehr als Babylonische Verwirrung entstanden seyn würde. Ein Mensch von schwächerem Abstractions-Vermögen kann sich darauf nicht einlassen, man muß ihm die Sache erleichtern. Er betrachtet also jene drey Stücke, die der Andere, weil er sie als wesentlich verbunden erkannte, in Eins bezeichnet hatte, als aus drey Stücken bestehend. Zuerst betrachtet er das Verhältniß zur Gegenwart, und fingirt, daß der Zustand in der Vergangenheit, zu dem Besitze, oder, wie wir es nun nennen können, zu dem Eigenthume des Menschen gehöre, von welchem die Rede ist, und sagt: er hat den Zustand, welcher vergangen ist. Aber der Zustand selbst muß nun noch bezeichnet werden. Nun hat man, um diesen in der relativen Gegenwart zu bezeichnen, das Zeitwort schlafen, aber wie wird man es machen müssen, um ihn in der absoluten Vergangenheit anzugeben? — Um diese zu bezeichnen, konnte man sich bey Zeitwörtern, welche eine active und passive Form zulassen, der letztern bedienen, indem ein Leiden in einer bestimmten Zeit nothwendig vollendet, das ist: vergangen seyn muß. Man konnte sagen: er ist gestraft, weil

man sagen kann: ich strafe, und: ich werde gestraft, und aus eben dem Grunde auch: er hat gestraft. Allein dieser Bezeichnung muß man in diesem Falle entsagen, weil man nicht sagen kann: er wird geschlafen, so wie man sagt: er schläft. Indem also die passive Form hier wegfällt, verliehrt man das einzige Mittel, welches man hatte, die Vergangenheit zu bezeichnen. Was wird man in dieser Verlegenheit thun können? Man muß von Neuem anfangen zu fingiren. Ob man nun also vorher wol durch das bloße Zeitwort: schlafen, die Handlung oder den Zustand des Schlafens hinreichend deutlich bezeichnet zu haben vorgab, so wollte man nun, daß jener Ausdruck nur erst nach Ergänzung einer Ellipse verständlich seyn sollte. Man meinte nun, daß der Ausdruck: schlafen, das, was er bedeutet, erst dann bedeute, wenn man in Gedanken hinzudächte: einen Schlaf. Hierdurch erwarb man sich das Recht, dieses Zeitwort transitiv zu gebrauchen, und man konnte sich nun desselben im Passiv bedienen. Vorher fehlte es an einem Rechtfertigungsgrunde, daß man ein intransitives Zeitwort transitiv gebraucht habe, und man konnte sich nur mit der bloßen Noth entschuldigen. Jetzt aber konnte man schon ein wenig trotzen, und den Ausdruck: er hat geschlafen, wenn er in Anspruch genommen wurde, damit vertheidigen, daß man ihn nur unter der Voraussetzung zu gebrauchen vorgab, daß der Hörende verständig genug seyn würde, die nöthige Ergänzung hinzuzudenken. In der That kann dieser Ausdruck auch nur diese Bedeu-

tung

tung haben: ich habe einen geschlafenen Schlaf, oder: ich habe einen Schlaf geschlafen, so wie: ich habe geweint, so viel heißt, als: ich habe das Weinen geweint.

Auf diese Weise rettete man auf eine sehr schwerfällige Art, das, was man auf eine sehr leichte Art erfunden hatte. Man hätte, bey den Schwierigkeiten, die sich dann vorfanden, wenn man von jenen Fictionen Gebrauch machen wollte, dieselben geradezu aufgeben, und versuchen sollen, sich auf irgend eine andere Weise zu helfen. Allein es scheint, als ob es zu schwer gewesen, sich das Vergangene als vergangen zu denken, und es ist merkwürdig, auf welche sonderbare Weise man sich in den neuern Sprachen die Auffassung dieses Begriffes erleichtert, indem man das Vergangene sich durchaus als mit der Gegenwart verbunden vorstellen muß. Man hat, was man gehabt hat, und ist, was man gewesen ist. Der Ausdruck: ich habe die Sache verlohren, heißt nicht mehr und nicht weniger, als: ich besitze die von mir verlohrne Sache, und die Wörter haben und dergl. sollen nur dazu dienen, den Unsinn zu verhüllen, und aus den Augen zu rücken.

Diese Unvollkommenheiten hat unsere Sprache mit mehr neuern gemein. Allein im Gebrauche des Hülfswortes Seyn hat sie ihre eigene. Die Franzosen, Engländer, Italiäner, Spanier ꝛc. sagen: ich habe gewesen, wir: ich bin gewesen.

Dieser

Dieser Ausdruck widerspricht sich selbst, man mag ihn wenden, wie man will. Wenn man das Seyn durch Wirken erklären will, wie es denn wol wahrscheinlich ist, daß man es als Hülfswort in denen Zeiten zu brauchen angefangen, wo man Beides für dasselbe hielt, so heißt es: ich werde gewirkt, und gewährt platterdings keinen Sinn; nimmt man es aber für das metaphysische Seyn, so sagt er: "der Zustand, in dem ich existire, ist von der Art, daß ich in einer vergangenen Zeit in einem andern existirt habe". Man versuche einmal in diese Worte einen vernünftigen Sinn hineinzufinden. Und doch sagt jener Ausdruck in der That nichts Anders, wie es schon dann klar wird, wenn man statt seiner den gleichbedeutenden setzt: er ist ein Gewesener. Eine nothwendige Verknüpfung von zwey auf einander folgenden Zuständen wird dadurch gar nicht angegeben, und da man sich des Hülfsworts h a b e n einmal bedienen wollen, so sollte man auch hier, wo es seine Dienste noch am Besten leisten könnte, diese am meisten gelten machen. Wenn man nur unter den beiden Arten der Darstellung: "ich h a b e den vergangenen Zustand", und: "ich b i n in dem vergangenen Zustande, zu wählen hat, so sollte man nicht anstehen, für die erstere zu entscheiden.

Das Seyn ist überhaupt, wie schon erinnert worden, zu Bezeichnung eines Zustandes nicht ganz bequem, indem es diesen als eine Modifikation der Existenz vorstellt, welches sich, wegen der Einfachheit derselben, nicht wohl denken läßt. Die

Griechen

Griechen bedienen sich in diesen Fällen größtentheils ihres Mediums, wodurch sie die Zustände einzeln angeben, während daß wir, so zu sagen, einen Grundzustand annehmen, von welchem wir die andern als besondere Bestimmungen ansehen. Die erstere Bezeichnungsart ist ohne Zweifel die richtigere, indem ein Zustand, wie eine Vorstellung, nicht eher entstehen kann, bis der vorige völlig erloschen ist. Zu diesem Grundzustande machen wir nun das Seyn, welches eigentlich aber gar kein Zustand ist, sondern das, wodurch alle Zustände möglich werden.

Die Zeitbestimmungen, welche einige neuere Nationen mit der größten Schärfe angeben zu können sich schmeicheln, können durch Hülfswörter unmöglich so scharf angegeben werden, als die ältern Sprachen sie durch Biegungen angeben. Im Deutschen hat man nichts als das Präsens und Imperfekt, und man hat in dieser Sprache nicht einmal an ein Futur gedacht, denn das werden, werden werden, sind Präsentia. Man führte alle Zeitbestimmungen auf das Verhältniß zur Gegenwart an, eine Handlungsart, welche unmöglich Präcision in die Sprache bringen kann. Ja, selbst die Französische Sprache, welche sich einer großen Genauigkeit im Gebrauche der Zeitformen rühmt, verfällt unvermerkt, wenn sie recht genau zu Werke gehen will, in offenbare Unrichtigkeiten, und wird symbolisch, ehe sie aufgehört hat figürlich zu seyn. Das sogenannte prétérit antérieur zeigt dies schon. Man betrachte den Ausdruck: quand il a été

sorti,

sorti, il a dit. Hier verspricht die Formel, von der Gegenwart zurückzugehen, hält aber ihr Versprechen nicht, sondern bleibt in der Vergangenheit stecken. Das "il a" berechtigt den Leser, zu glauben, daß ein Verhältniß zur Gegenwart angegeben werden solle, allein, wenn er auf das quand zurücksieht, so wird er gewahr, daß er sich diese Hoffnung gar nicht machen dürfe. Das "il a été" wird also auf einmahl symbolisch, und vertritt die Stelle einer Biegung am Zeitworte, gibt sich aber dabey ein ganz anderes Ansehen, als wenn es ein bloß willkührliches Zeichen seyn wolle. Es verspricht, daß es, wenn man einmal die Gegenwart gleichsam als eine bekannte Größe angenommen habe, durch ein künstliches Hin- und Her-Rechnen den Zeitpunkt in der Vergangenheit sehr bestimmt angeben wolle. Sie wird aber bald in ihrer Rechnung irre, und indem sie die Vergangenheit nur zur Vergleichung an die Gegenwart halten wollte, trägt sie die Gegenwart in die Vergangenheit zurück.

Der Gebrauch der Hülfswörter beraubt uns auch eines zufälligen Vortheils, den sich die Alten in Anwendungen ihrer Zeitformen machen konnten. Es ist eine Unvollkommenheit, die den meisten neuern Sprachen anhängt, daß sie sich, zur Bezeichnung eines Zustandes, bey welchem man ein Zeitverhältniß nicht betrachten will, nothwendig einer Form bedienen müssen, welche irgend ein solches genau und bestimmt angibt. Wenn ich sage: ich schreibe, lese, gehe, spiele, so will ich dies von

der gegenwärtigen Zeit verstanden wissen, und bediene mich deshalb der Form desselben; wenn ich aber z. B. sage: ich weis, so ist mir gar nicht daran gelegen, die gegenwärtige Zeit genau zu bestimmen. Indessen kann ich mich von der Form des Präsentis nicht losmachen, und muß sie, ob sie mir gleich zur Last ist, dennoch beybehalten. Man kann sich freylich mit Paraphrasen behelfen, indem man sagt: es ist mir bekannt, ich habe es erfahren, allein, ungerechnet, daß dies doch Paraphrasen, Nothbehelfe, sind, so helfen auch diese nicht immer aus. Wie wollte man reden, wenn man, statt zu sagen: ich fürchte, die Sache werde nicht gut ablaufen, oder statt: ich glaube, es wird ihm glücken, sich eines Ausdruckes bedienen wollte, der die Wörter: ich fürchte, ich glaube, von der Form des gegenwärtigen Augenblickes ablösete? Könnte man es, ohne in nachdrucklose, gedehnte Umschreibungen zu fallen?

Die Griechen haben sich hier eine vortrefliche Auskunft ausgemittelt. Sie bedienen sich in solchen Fällen des Perfekts, welches, da es sich bey ihnen nicht durch die Hülfswörter, wie bey uns, bildet, die Stelle des Präsentis vertreten kann, ohne gerade den Umstand zu sehr einzuschärfen, daß jetzt von der gegenwärtigen Zeit die Rede sey. Sie unterscheiden dadurch den Zustand von der vergangenen, und von der zukünftigen Zeit, und lassen dadurch nur in dem Grade an die Gegenwart denken, als man sich bewußt wird, daß eine andere Zeitbestimmung nicht übrig bleiben könne, daß man

aber

aber das Bezeichnete nur auf diesen Zeitpunkt einschränken solle, knüpfen sie dadurch nicht ein.

Sie betrachten daher den Zustand als die Folge und die Fortdauer eines vorhergehenden, wodurch sie von der Nothwendigkeit entbunden werden, ihn an den gegenwärtigen Zeitpunkt festzuheften, auf den sie ihn doch keinesweges einschränken wollten. Diese Fortdauer bezeichnen sie durch das Perfekt, durch dessen Form sie den völligen Beschluß der Handlung, von welcher der gegenwärtige Zustand als Folge vorgestellt wird, angeben, und zugleich urtheilen lassen, daß von einer Fortdauer die Rede sey, weil man sich, wenn eine Vollendung bezeichnet werden sollte, des Aorists würde bedient haben müssen.

Wenn sie also sagen wollen: ich weis, ich fürchte, ich glaube, so betrachten sie den Zustand, den sie bezeichnen, als Folge von einem andern. Von dem Wissen ist die Ursache das Wahrnehmen, Erfahren. Von diesem stellen sie das Zeitwort im Präsenti auf; ich bemerke, nehme wahr, εἴδω, ich habe bemerkt, erfahren, wahrgenommen, d. h. ich weis, οἶδα. Ich fürchte, heißt, ich bin in Furcht gerathen; also: ich gerathe in Furcht: δείδω, ich bin in Furcht gerathen, d. h. ich fürchte, δέδοικα. Ich glaube, heißt eigentlich: ich bin in eine Ueberzeugung gesetzt, also: mir wird eine Ueberzeugung gegeben, oder ich bin überzeugt, d. h. ich glaube, πεπίστευκα.

Ganz dasselbe liegt auch bey dem lateinischen novi, odi, memini, zum Grunde.

Der Aorist ist nun vollends eine Zeitbestimmung, dessen Gebrauch uns die Hülfswörter ganz und gar unmöglich machen. Die Grammatik vom Port-royal hat die Bedeutung desselben zuerst richtig angegeben, und man muß sich wundern, daß unsere neue Griechischen Sprachlehrer ihr hierinn nicht gefolgt sind. Er bezeichnet die Vollendung einer Handlung in Rücksicht auf den Handelnden, oder er betrachtet von der Handlung weiter nichts, als ihre Vollendung. Er leistet vorzüglich bey dem Imperative gute Dienste. Wenn wir sagen: thue das, so läßt der Ausdruck unentschieden, ob der Befehlende nur deßhalb gebiete, damit der, dem befohlen wird, eine Beschäftigung habe, oder, ob ihm vorzüglich daran gelegen, daß die Arbeit selbst geschehe. Letzteres kann er ohne Zweifel am besten dadurch ausdrücken, daß er sich eines Zeichens bedienet, welches zu verstehen gibt, daß er die Arbeit vollendet wolle. Diese Bezeichnungsart ist uns aber ganz und gar benommen, indem wir ein solches Wollen gar nicht ausdrücken können, und lächerlich werden würden, wenn wir im Perfekt befehlen wollten: habe das gethan. Wenn der Grieche, um mich eines Exempels zu bedienen, welches jene Grammatik anführt, will, daß seine Weinstöcke beschnitten seyn möchten, so bedient er sich des Aoristes, wenn er seinem Sklaven die Arbeit heißt, σκαψατο τας αμπελους! Wir würden sagen: beschneid den Wein! aber dieser Befehl ist nichts

nichts weniger, als präcis, und läßt über den eigentlichen Willen des Befehlenden in Ungewißheit. Denn es scheint, als ob es ihm nur um die Arbeit zu thun sey, und als ob es ihm ein Vergnügen mache, zu sehen, daß der Wein beschnitten werde, oder, als ob er wolle, daß sein Sklave nur beschäfftigt sey, und Arbeit habe. Wäre dies der Wille des Befehlenden gewesen, so hätte er sagen müssen: σκαπτετω τας αμπελους, qu'il se mette à labourer les vignes.

Es bleibt uns noch übrig, das Hülfswort zu betrachten, durch welches wir das Futur bilden. Es ist dies das Wort werden. Wie sich haben verhält zu halten, so verhält sich werden zu wachsen. Vermutlich war letzteres in den frühern Zeiten der Sprache das Wort, welches das Futur bilden half. Spuren davon findet man noch in der Englischen Sprache, wo to grow wachsen und werden bedeutet. Man findet in den Wörterbüchern: to grow heiße werden, auch wachsen, man sollte sagen: es heiße wachsen, und dies wachsen heiße werden. Der Begriff von Entstehen bot sich zuerst unter dem Bilde von wachsen dar. Auch hier ward es zu schwer, ein Verhältniß in der künftigen Zeit rein aufzufassen, und man mußte gleichsam mit der Gegenwart selbst der Zukunft zufliessen, um sie zu erkennen. Der Begriff von einem Wachsen diente vortrefflich diese Bezeichnung zu erleichtern, denn er geht auf die Zukunft, ohne sich aus der Gegenwart zu verliehren. Man gibt ei-

nen Punkt in der Gegenwart an und befiehlt nun, so wie sich dieser fortbewege, ihm gleichsam nachzugehen, auf welche Art man denn wol auf den Punkt in der Zukunft, den man bezeichnen wollte, endlich gelangen werde. Man dachte sich, auf eine sehr rohe Weise, ein Vorn und Hinten in der Zeit, und wies nur unbestimmt in das Erstere hinein, wenn man etwas in der Zukunft bezeichnen wollte. Nachdem nun das Grobe in dem Begriffe des Wachsens auffallend ward, oder, weil man auf Fälle kam, wo man sich desselben, ohne sich selbst zu widersprechen, nicht bedienen konnte, so dachte man auf andere Auskunft, welche das Rohe und Unschickliche in dem Begriffe verhüllen sollte, damit man mit dem Begriffe nicht die Erleichterung verlöhre, welche er der Sprache durch seinen Gebrauch verschaffte. Man verfuhr also eben so mit ihm, wie man mit dem halten verfahren war, dies Wachsen sollte keinesweges ein physisches Wachsen bedeuten, sondern etwas ihm Analoges, ein Wachsen, kein Wachsen. So entstand der Begriff vom Werden, dessen man sich nun ungescheut bediente. Wenn man aber auch die Fiction, die in ihm liegt, als eine regula falsi der Sprache, gern wollte gelten lassen, so muß man doch dem Begriffe selbst den Vorwurf machen, daß er die Zukunft gar nicht, oder wenigstens auf eine sehr ungeschickte Weise bezeichnet. Er bezeichnet nichts, als das Anfangen einer Handlung, also die Gegenwart, und läßt nur in sofern an die Zukunft denken als wir uns derselben durch die Gegenwart selbst

wollen

wollen zuführen lassen. Dies überläßt er dann, träge genung, dem Leser oder Hörer selbst, indem er weiter nichts thut, als hier einen Punkt anweisen, von welchem man ausgehen soll, und dem Hörer zutrauet, daß er den rechten Ort in der Zukunft selbst schon finden werde. Wir haben also im Deutschen nicht einmal ein Futur, sondern ein Präsens mit der Mine des Futurs. Wir sagen durch: ich werde schreiben, gerade das, was die Griechen durch μελλω γραφειν ausdrücken, eine Form, welche die gründlichsten Sprachforscher ohne Bedenken unter das Präsens gesetzt haben. Ich sage nichts von der ungeschickten Art, mit welcher man dasjenige, was man in der Zukunft will geschehen lassen, mit dem Hülfsworte werden verbindet. Indem wir scribam übersetzen wollen, bemerken wir zuerst, daß von einer Zukunft die Rede sey, und nehmen also zuerst unser Zeichen der Zukunft heraus, und sagen: ich werde. Nun sehen wir zu, was das sey, was in der Zukunft geschehen werde, und sehen, es ist schreiben. Dies Wort setzen wir ohne weitere Umstände neben das Hülfswort, und sagen: ich werde schreiben. Gewohnheit hat uns dahin gebracht, daß wir nicht gewahr werden, welch einer sonderbaren Art zu reden wir uns hier bedienen. Man übersetze jenen Ausdruck in den ihm völlig gleich-bedeutenden: ich entstehe schreiben. Das sagt unsere Uebersetzung von scribam von Wort zu Wort. Jenen Ausdruck nun verändere man in einen andern, welcher eben das, aber mit Richtigkeit, sagt. Hierdurch erhalten

wir: scribam, ich fange an zu schreiben. Hier ist keine Spur von einem Futuro. Die ganze Verwirrung rührt daher, daß man sich durchaus keine andere Gegenwart denken konnte, als die, in welcher man lebte, und daß man eine Gegenwart in der Zukunft und in der Vergangenheit für etwas widersprechendes hielt. Da man nun eine Gegenwart nothwendig denken muß, wenn man von einer Handlung redet, die Urheber unserer Sprache aber sich eine solche in der Zukunft und Vergangenheit nicht denken konnten, so ergriffen sie die absolute Gegenwart, und zogen in diese sowol die Vergangenheit, als die Zukunft hinein. Diesem Unvermögen zu abstrahiren, und sich im Denken zu orientiren, verdanken die Noth- und Hülfs-wörtlein *haben*, *werden*, *allein* ihren Ursprung. Sie drücken also das, was sie bezeichnen sollen, auf eine sehr uneigentliche Art aus, und können nur dazu dienen, unserer Sprache, wenn sie bemühet ist, den höchsten Gipfel der Vollkommenheit zu erreichen, stets ihre niedrige Abkunft vorzuhalten.

Am auffallendsten wird die Unzulänglichkeit der Zeitbestimmung durch Hülfswörter da, wo sie durchaus die absolute Gegenwart verlassen müssen, um die Zeit zu bestimmen. Es begegnet uns daher, wenn wir ein futurum exactum bezeichnen

wollen,

wollen, eben das, was den Franzosen mit ihrem prétérit antérieur begegnet. "Wenn ich es werde gethan haben", bezeichnet eine Vergangenheit in der Zukunft. Hier hört nun jeder Zusammenhang mit der Gegenwart auf, und die Hülfswörter können uns eigentlich nicht aushelfen. Wenn man sich ihrer dennoch bedient, so widerspricht man sich in einem und demselben Worte. "Ich werde" bezieht sich unmittelbar auf die Zeit, in der ich rede; "wenn" bezeichnet eine Periode, die von dieser unterschieden ist, es müßten also zwey Zeittheile, heute und morgen, zugleich existiren können, wenn der Ausdruck richtig seyn sollte. Eben so ist das "werden werden" ein Ausdruck, der sogar etwas possierliches hat, und der, während daß man ihn anatomirt, in Nichts zerfällt, ehe man noch weiß, was er eigentlich sagen wollen.

Wir sind unter den neuern Nationen also die einzigen, welche kein Futur, in eigentlichem Verstande des Wortes, bilden können. Man rühme also nur immerhin den Reichthum und die Energie der Sprache Thuiskons mit vollem Munde, was hilft es, wenn sie auf der andern Seite so arm ist? Was helfen uns jene todten Capitale, wenn wir an der kleinen Münze zur täglichen Ausgabe Mangel leiden müssen?

Ja, hier, wo wir so unverantwortlich nachlässig sind, finden wir oft andere Nationen so emsig und so genau, daß man ihnen zurufen möchte: man könne auch des Guten zuviel thun. Die Spanier haben, wie die Lateiner, ein futurum,

und ein futurum exactum. Ihr havré bezeichnet die Zukunft, in sofern sie nicht das Vergangene noch das Gegenwärtige ist, ihr huviere ist das eigentliche futurum exactum, und bezeichnet die Zukunft, in so fern sie gewesen seyn muß, damit etwas geschehen seyn könne. Nun findet man da, wo man ein futur. exact. erwarten sollte, das aver in der Zusammensetzung, also als Hülfswort, immer im bloßen Futuro; quando havré escrito, wenn ich werde geschrieben haben. Hingegen steht bey einem bloßen Nennworte immer das exactum; quando huviere el empleo, wenn ich das Amt haben werde. Woher dieser Unterschied, da doch in beiden Fällen das futurum exactum gleiche Rechte hatte? Die Spanier scheinen so zu räsonniren: empleo ist ein Nennwort, hält also keine Zeit in sich und kann also keine Vollendung anzeigen. Es ist also nöthig, daß das Zeitwort hinzutrete, um diese anzuzeigen. Daher huviere. Hingegen in escrito, als einem Particip der vergangenen Zeit, liegt schon die Vollendung, es würde also nicht gut lassen, dieselbe durch das Hülfswort noch einmal anzuzeigen, wenigstens ist es nicht nöthig. Daher havré. —

Nach einer so langen Ausschweifung ist es endlich Zeit, auf die Anmerkungen zurückzusehen, welche jener ungenannte Schriftsteller über die Ordnung und Aufeinanderfolge der Hülfs- und Nenn-Wörter in unsrer Sprache gemacht hat. Er findet es unnatürlich, in einer andern Ordnung, als in dieser zu sprechen: "nachdem ich habe

gepflanzt

gepflanzt den Baum diesen Morgen in meinen Garten, habe ich begossen ihn diesen Abend". Wir können eine andere Ordnung nur dann unnatürlich finden, wenn der ununterbrochene Gebrauch jener Zeichen nicht mehr die Erinnerung an ihre figürliche Bedeutung in uns weckt, und sie zu bloßen Symbolen überzugehen im Begriffe sind. So lange sie sich aber noch in ihrer figürlichen Bedeutung erhalten, muß die Ordnung, in welcher wir sie gebrauchen, sehr natürlich, ja, jede andere unnatürlich scheinen. Denn "ich habe den Baum gepflanzt" sagt ganz etwas Anders, als: „serui arborem", indem das "serui" das, "ich habe gepflanzt", nimmermehr vollkommen ausdrückt. So lange man hingegen der eigentlichen Bedeutung jenes Ausdruckes getreu bleibt, nach welcher er so viel sagen will: "ich habe den Baum, als einen von mir gepflanzten Baum", so lange muß man sich des Ausdruckes: "ich habe den Baum gepflanzt" bedienen, als welcher von jenem eine bloße Abkürzung ist.

Es wird ein Jeder, der Lessings Schriften mit Aufmerksamkeit gelesen, die Bemerkung gemacht haben, daß er sich des Geschleppes, mit seyn, haben, werden, so viel als möglich entlädt, und die Zeitformen ohne dieselben zu bilden sucht, so bald er nicht befürchten durfte, daß man sie mit Participien vertauschen könne. Sollte er nicht hiemit stillschweigend die Bildung unsrer Zeitformen durch Hülfswörter gemißbilligt und für unnatürlich und langweilig erklärt haben? Es wäre wol

wol der Mühe werth, seine Schriften einmal mit diesem Blicke durchzulesen, und die Stellen zu sammeln, wo er sich dieser Construction bedient, um sie unter einander zu vergleichen. Das Resultat dieser Untersuchungen könnte auf jeden Fall nicht anders als lehrreich seyn, ja, vielleicht ergäbe sich aus ihm die einzige Methode, nach welcher wir den Gebrauch der Hülfswörter in unsrer Sprache einschränken können, wo wir sie nicht ganz verbannen sollen, und schon eine solche Einschränkung müßte für die Sprache eine wahre Wohlthat seyn.

---

# Vierter Abschnitt.

## Ueber die Entstehung der Figuren.

Es war ein Lieblingsthema der alten Grammatiker, über die Entstehung, Natur, Absicht und den Unterschied der Figuren und Tropen zu disputiren. Sie behandelten diesen Gegenstand mit solcher Subtilität, daß selbst Quintilian sie aus den Augen verlohr, und sich nicht darauf einlassen wollte, sie durch alle Gänge ihres kritischen Irrgärten zu verfolgen. Indessen behandelt er doch die Lehre von den Figuren und Tropen mit vieler Genauigkeit und Kritik, und wiewol sein Werk von dieser Seite am trockensten und schwierigsten ist, so ist es doch auch hier so lehrreich und schätzbar, als von irgend einer andern Seite, und für den Philologen und Kritiker von ungemeinem Werthe.

Unter den Deutschen hat Adelung die Figuren meisterhaft bearbeitet. Seine Erklärung liefert einen vortrefflichen Eintheilungsgrund für alle Arten der Figuren, und es ist nicht leicht eine aufzufinden, welche nicht unter derselben begriffen seyn könnte.

Indessen

Indessen bleibt noch immer die Frage übrig: woher entstehen die Figuren? welchem Bedürfnisse sollen sie abhelfen? verdanken sie ihren Ursprung dem Mangel, oder dem Ueberflusse?

Quintilian hat sich diese Fragen nicht vorgelegt. Wie Adelung sie beantwortet haben würde, sieht man aus seiner Erklärung der Figuren.

Sie sind nemlich nach ihm: diejenigen Modifikationen des Ausdruckes, welche die Lebhaftigkeit der Rede befördern, in dem sie auf eine der untern Seelenkräfte wirken. Es gibt also Figuren der Aufmerksamkeit, der Einbildungskraft, des Scharfsinns, des Witzes. Ihren Namen haben sie, wie Adelung meynt: daher, weil in den meisten von ihnen etwas Bildliches anzutreffen ist.

Es kann also, nach ihm, die Absicht der Figuren keine andere seyn, als diese: die Seele, welche von der beständigen Aufsuchung des Bezeichneten zum Zeichen ermüdet seyn müsse, durch ein vorgehaltenes Bild zu erfrischen, und zu stärken; oder: die kalte symbolische Erkenntniß in eine lebendige, figürliche zu verwandeln.

Die Tropen zählt A. mit unter die Figuren. Quintilian hingegen unterscheidet Figuren und Tropen ausdrücklich.

Wenn der Gärtner sagt: daß sein Weinstock Augen bekomme, und der Zornige über den, der ihn aufgebracht hat, ausruft: er soll mir nicht wieder über die Schwelle kommen: so sehen wir,

daß

daß Beyde von der gewöhnlichen Art zu reden abgewichen. Aber reden sie beyde figürlich? oder beyde tropisch? wir sehen, daß bey dem Erstern eine ganz andere Ursache zum Grunde liegt, warum er von der gewöhnlichen Rede abgewichen, als bey dem Andern. Der erste Ausdruck: "der Weinstock hat Augen bekommen", entsteht daher, daß es an einem eigentlichen Ausdrucke fehlt, der andere aber muß sich auf etwas ganz Anderes gründen, indem der eigentliche Ausdruck: "er soll nicht in mein Haus kommen" dem Redenden sogleich zu Gebote stand. Warum verwarf er ihn also, und wählte einen uneigentlichen?

Man ist hier bey Adelungs Erklärung der Figuren in einiger Verlegenheit. Denn, jener Landmann mag in einer Figur, oder in einer Trope geredet haben, so hat er die untern Seelenkräfte in Bewegung setzen wollen, und wir sehen doch, daß dieß gar nicht seine Absicht gewesen.

Wir würden also besser thun, wenn wir die Figuren von den Tropen genau absonderten. Dies hat Quintilian gethan. Der Tropus ist nach ihm: verbi vel sermonis a propria significatione cum virtute mutatio, wenn ein Wort, oder eine ganze Redensart in einer andern Bedeutung genommen wird, als die ihr eigenthümlich ist, doch so, daß dadurch ein höherer Zweck erreicht wird. Oder: sermo a naturali et principali significatione translatus ad aliam, ornandae orationis gratia. Also: cum virtute mutatio; ornandae orationis gratia. Aber beydes

ist

ist in jenem Ausdrucke nicht beabsichtigt. Die Noth befiehlt, sich so und nicht anders auszudrük-ken, auf eine Verschönerung des Ausdruckes ist es dabey gar nicht abgesehen. Quintilian hat daher noch eine andere Definition der Tropen, nach welcher sie dann entstehen, wenn ein eigentlicher Ausdruck uneigentlich gebraucht wird. Jene besondern Definitionen passen also nur auf solche Modifikationen des Ausdruckes, nach welchem eine Versinnlichung bewirkt wird, kurz, da, wo wir sagen, der Ausdruck wirke als eine Figur. "Der Sturmwind heult" ist ein tropischer, kein figürlicher Ausdruck.

Hier entsteht nun ein unabsehbares Heer von Tropen. Die Metapher, Synekdoche, Metonymie, Hypallage, Antonomasie, Catachresis, Metalepsis, der Mykterismus ꝛc. Andere wirken von der einen Seite als Tropen, von der andern als Figuren, wie die Allegorie, die Ironie.

Was bleibt sodann für die Figuren übrig? Quintil. sagt, daß einige Kritiker die Figuren unter die Tropen gerechnet. Dieser Irrthum ist verzeihlich, sagt er, weil, man mag unter den Tropen eine gewisse Formation der Rede verstehen, oder eine Umkehrung des Sinnes eines gewissen Wortes, die Figuren unter beyden begriffen seyn können.

Hieraus schon ergiebt sich, daß die Alten den Figuren diesen Namen keinesweges des Bildlichen wegen gegeben, sondern wegen einer Conformation der Rede, wie es ihre Definition ausdrücklich angiebt.

Denn:

Denn: „figura est conformatio quaedam orationis, remota a communi ac primum se offerente ratione". So lautet die Definition beym Quintilian. Man erinnert sich hier sogleich der Definition des Batteux, welche Herr Adelung geradezu als unsinnig verwirft, daß sie eine Construction der Rede, nach Art der geometrischen Figuren, sey.

Offenbar ist die Definition des Batteux aus der des Quintilian entstanden. Es ist eine Täuschung, die das Wort figura veranlaßt hat, wenn man glaubt, die Figuren haben ihren Namen von dem Bildlichen, was bey ihnen zum Grunde liegt. Figura ist eine Uebersetzung des Griechischen σχημα, und hieße besser figuratum. Das will die Definition des Batteux sagen: "eine symmetrische Anordnung der Theile einer oratorischen Redensart, nach Art regelmäßiger Configurationen." Dies ist das wahre σχημα der Alten, ein ἐσχηματισμενον, die distincta oratio, πεποικιλμενη. Man setzte dabey etwas zusammen, damit die Seele wieder etwas auseinander zu nehmen hätte.

Quintilian betrachtet jede Abweichung von der gewöhnlichen Rede, sobald sie kein Tropus ist, als eine Figur. Daher seine figurae sententiarum und figurae verborum. Unter die ersten rechnet er alle Wendungen der Redekünstler, und alle Kunstgriffe, womit sie unsere Leidenschaften überraschen und unsere Vernunft täuschen wollen.

 Die

Die figurae verborum dienen ihm zu einem sonderbaren Gebrauche. Er legitimirt mit diesem Namen gewisse Redensarten, welche sonst als Solöcismen aus der Sprache verbannt werden müßten. So rechnet er den Ausdruck: "rebus agentibus" unter die Figuren. Geßner sagt bey dieser Stelle: er gestehe, daß er nicht wisse, was Quint. hier eigentlich meine. Ich glaube, seine Meinung ist diese: ob man, bey einem Mangel eines Präsentis Participii Passivi, sich des Präs. Perf. Activi, statt dessen bedienen wollen? Der Römer hat, wie der Grieche, ein Perfectum Part. P., aber kein Präsens P. P. Er kann, wenn der Grieche sagen würde πεποιημενοις τοις πραγμασι (ob er gleich nicht so reden würde) sogleich dafür sagen: actis rebus, aber, wenn jener sagt: ποιουμενοις τοις πραγμασι, so findet er sich aufgehalten, und kann, wenn er dennoch durchdringen will, nicht anders reden, als: rebus agentibus, welches aber nicht heißt: die Sachen, welche getrieben werden, sondern die Sachen, welche treiben. So geht es den Römern in mehr Fällen, und ihre besten Schriftsteller reden oft ganz fehlerhaft, und scheinen sich mit der Nothwendigkeit zu entschuldigen. So sagt Plinius: indurantes attritu arborum costas. Sanctius, der den sonderbaren Einfall hat, daß die Participien keine Zeit einschlössen, ruft sogleich: indurantes bedeutet hier: postquam induraverunt, also ein Perfectum, hier steht aber das Präsens, also schränken sich die Participien auf keine Zeit ein. Freylich bedeutet in-

duran-

durantes soviel als postquam induraverunt, allein die Noth verursacht hier den Fehler. Der Römer hatte sich, wenn er Griechisch sprach, einmal an den Gebrauch des Perfecti Participii Activi gewöhnt, diesen Gebrauch sehr bequem gefunden, und sollte ihn nun nachher in seiner eigenen Sprache missen. Er kehrte sich also nicht daran, daß die Sprache den Ausdruck nur ans Präsens gebunden hatte, er gebrauchte ihn als ein Perfect und ließ sich lieber den Vorwurf machen, daß er nicht eigentlich rede, als daß er den Gebrauch eines Wortes hätte aufgeben sollen, das ihm eine so große Erleichterung gewährte.

Die Römer, durch die Griechische Sprache verwöhnt, misbrauchten ihre Participien bey jeder Gelegenheit, wo ihnen ein solcher Misbrauch Bequemlichkeit verschaffte. Quintil. wollte also eine ehrenvolle Auskunft treffen. Er sagte: jene Ausdrücke sind fehlerhaft, aber wollt ihr sie nicht lieber unter dem Namen von Figuren legitimiren? Sie gewähren der Sprache eine zu große Erleichterung, als daß man hoffen könnte, sie aus der Sprache zu verbannen; da sie doch aber immer fehlerhaft bleiben, und es ein Vorwurf für die Sprache seyn würde, dergleichen Ausdrücke zulassen zu müssen, weil sie nicht frühzeitig genug für richtigere gesorgt, so schlage ich vor, ob wir sie nicht unter dem Namen von Figuren adoptiren und gleichsam ehrlich machen wollen.

Wir haben in unsrer Sprache denselben Fall. Wir sagen: die fahrende Habe, ein wohlhabender

Mann, Ausdrücke, die die besten Schriftsteller ohne Scheu gebrauchen, ob sie gleich so fehlerhaft sind, als der: das habende Vermögen.

Jede Abweichung von der gewöhnlichen Rede nannten die Alten also, sobald es kein Tropus war, eine Figur. Eine Figur nannten sie sie wegen eines gewissen Schema, einer gewissen Conformation und Anordnung der Redetheile.

Wir müssen nun, ehe wir untersuchen, was die Alten mit einer solchen Conformation gemeint, zuvörderst die Frage aufwerfen, welche freylich ein wenig sonderbar scheint, dennoch aber erst beantwortet werden muß, ehe wir weiter gehen können: ob die Leidenschaften in Tropen, oder in Figuren reden? das heißt: ob sie sich uneigentlicher Ausdrücke bedienen, um ihren Gegenstand lebhafter zu bezeichnen, oder ob sie diejenige Bewegung erwekken wollen, an welche die Alten gedacht zu haben scheinen, indem sie einer gewissen Modifikation der Rede den Namen Figuren gegeben?

Jede Leidenschaft redet uneigentlich. Aber ihre Absicht dabey kann ganz verschieden seyn. Wenn der Zornige über seinen Feind ausruft: Er soll mir nicht wieder über die Schwelle kommen! so fühlt seine Leidenschaft in dem Augenblicke, daß sie sich von der gewöhnlichen ruhigen Art zu empfinden, entfernt, und wählt deshalb einen Ausdruck, welcher von der gewöhnlichen Art sich auszudrücken, ebenfalls entfernt ist.

Wenn aber der, dem seine Gattinn oder Geliebte entrissen ist, sagt: daß ihm das Schaf geraubt sey, welches in seinem Schooße geruhet, und aus seinem Becher getrunken, so kann seine Absicht nicht seyn, uns die Größe seines Schmerzens in einem lebhaften Bilde darzustellen, denn ein verlohrner Mensch ist unendlich mehr werth, als ein verlohrnes Schaf. Sondern seine Zärtlichkeit sucht nur einen Gegenstand, an dem sie sich auslasse, und in dem sie sich verliehre. Der Leidende schafft sich daher ein Bild, in dem er sein Leiden darstelle, damit er es als einen Gegenstand betrachten könne, es, so zu sagen, sich aus den Nerven wegschaffe, und vor das Auge der Erkenntniß bringe, damit sein Verstand, sein Witz, seine Einbildungskraft beschäfftigt werde, welches ihm eine große Erleichterung gewährt. Ob er nun also wol den Ausdruck figurirt, so kann man doch nicht eigentich sagen, daß er in einer Figur, oder in einem Trope rede, indem sein Bild gar nicht als diese wirken soll. Die Lebhaftigkeit, die er durch Aufstellung dieses Bildes in unsern Vorstellungen erweckt, ist eine Folge unserer Rührung, und diese entsteht daher, daß wir uns seiner Absicht, indem er dichtete, bewußt werden.

Der Zornige aber wirkt durch seinen Ausdruck unmittelbar. Es ist bekannt, daß die gewöhnliche Rede noch symbolischer ist, als sie es, selbst als Zeichen betrachtet, seyn sollte. Wir wecken keinesweges bey jedem einzelnen Zeichen den ganzen Be-

griff der bezeichneten Sache, sondern wir fassen die Zeichen in einer Summe zusammen, und lassen sie nicht lebhafter wirken, als nöthig ist, die bezeichnete Sache zu unterscheiden. Der Zornige würde also bloß gesagt haben: er soll nicht wieedr in mein Haus kommen, wenn nur dieser Ausdruck die Vorstellungen in uns bewirkte, die er bewirken kann. Aber wir begnügen uns nur daran, das Zeichen zu erkennen, und es zu unterscheiden, aber an Alles das, was durch dasselbe bezeichnet ist, uns lebhaft zu erinnern, darauf lassen wir uns vorerst nicht ein. Wir könnten, wenn wir wollten, aus dem Ausdrucke, so wie er ist, ganz deutlich erkennen, daß der ihm eine freundschaftliche Annäherung gänzlich versage, und wenn wir uns dieses vorgestellt, so hätten wir eine Vorstellung von der Größe seiner Leidenschaft, die deutlich genug wäre. Da aber der Zornige weiß, daß wir das nicht thun, so will er uns dazu nöthigen, und macht eine solche Verbindung von Zeichen, daß wir, um sie zu verstehen, genöthigt sind, noch eine andere Verbindung vorzunehmen. Hierdurch werden wir dann bey jedem einzelnen Zeichen aufgehalten, wecken bey dieser Verweilung jede Vorstellung, die jedem Zeichen entspricht, und auf diese Weise kommen wir zu einer so lebhaften Vorstellung, als der Redende in uns erwecken wollte.

Dies ist die eigentliche Figur*). Dies ist die Conformation, und das Schema der Rede, von denen

*) Nach Quintilian ist es nur ein Tropus, denn es ist eine Synekdoche. Die Synekdoche kann aber

denen die Alten in ihrer Definition der Figuren reden. Es wird in demselben etwas zusammengesetzt, damit die Seele wiederum etwas auseinander zu nehmen habe.

Bey den Figuren der gewöhnlichen Rede, welche die Leidenschaften nicht eingegeben, liegt diese Bemerkung zum Grunde, daß die Rede eine solche Eigenschaft habe, welche einen ausserordentlichen Eindruck zu bewirken fähig sey.

Die Figuren der Rede sind nicht ihrer selbst wegen da, oder um eine einzelne Vorstellung lebhafter zu machen. Dies thun die Tropen. Die Figuren sind so viel künstliche Hemmungen der Rede, Veranstaltungen, welche der ganzen Rede wegen getroffen, um diese eindringlicher zu machen, und zu verursachen, daß sie sich im Gemüthe fester setze.

Der Verstand nämlich könnte in dem gewöhnlichen Flusse der Rede, in welcher eine Welle glatt neben der andern wegläuft, zu wenig unterscheiden, und war also zu wenig thätig. Die Seele gieng gleichsam den Weg durch die Rede unaufgehalten fort, und da ihr unterweges nichts aufgestoßen war, und da sie keine Gegenstände wahrgenommen hatte, so hatte sie auf ihre Reise nicht sehr geachtet. Eine Reise durch eine Haide, wo man kein Haus, keinen Baum wahrgenommen, wird bald vergessen, und man weiß nicht,



aber füglich als eine Figur betrachtet werden, wenn auch ihr Ursprung tropisch seyn sollte.

wie groß die Strecke ist, die man zurückgelegt hat. Es mußte ihr also etwas in den Weg gelegt werden, das sie wieder wegräumte, damit sie sich dadurch bewußt ward, daß sie wirklich geschäfftig sey. Ihre Thätigkeit ward geweckt, und es entstand die Vorstellung von einem Verhältnisse, an welche sich der Verstand oft lieber hält, als an die wesentlichen Eigenschaften der Dinge. Er fing an zu unterscheiden, und das Verhältniß eines Theils der Rede zu dem andern wahrzunehmen. Hier fand er eine Synekdoche, und fragte: ob denn der Theil das Ganze sey, dort eine Metonymie, und sagte sich, daß hier die Ursach für die Wirkung gesetzt sey. Auf diese Weise gewann die ganze Rede an Lebhaftigkeit und Eindringlichkeit, und nun setzte sich erst das Ganze der Rede bey dem Leser oder Zuhörer fest.

Dies ist, meiner Meynung nach, der Entstehungsgrund der Figuren. Es scheinen dergleichen psychologische Entwickelungen dem Dritten oft eben so vielseitig und unbefriedigend, als sie dem Urheber selbst gemeiniglich sehr eindringend und wahr scheinen. Wenn es mir noch erlaubt seyn soll, meine Erklärung zu empfehlen, so würde ich an die Wahrheit erinnern, daß die Seele niemals geradezu auf ihren Gegenstand geht. Sie berührt ihn gleichsam, wie der Lichtstrahl den Körper. So wie dieser nicht gerade auf den Körper einfällt, sondern sich erst etwas ablenkt, ehe er ihn berührt, so nimmt die Seele gemeiniglich erst etwas Anders vor, ehe sie sich mit ihrem angewiesenen Gegenstande

stande

stande beschäfftigt. Man frage nicht, ob sie denn auch etwas Anderes vornehme, ehe sie dieses Andere vornimmt, auf welche Weise sie dann nie etwas vornehmen würde. Die Meinung ist, daß sie, wenn sie sich beschäfftigen soll, sich vorher selbst erst ihre Weise angeben wollen, wie sie sich beschäfftigen will. Die Kunst ist, ihr unvermerkt eine Weise anzugeben, welche sie am bequemsten auf ihren Gegenstand leitet. So könnte es auch ja wohl bey den Figuren seyn. Eine ähnliche Bemerkung scheinen die schweizerischen Kunstrichter gemacht zu haben, wenn sie behaupteten, daß der Grund von der Einführung der Thiere in die Fabel das Wunderbare sey, welches Lessing nicht ganz mit Grunde verworfen zu haben scheint.

---

# Fünfter Abschnitt.

## Vermischte Bemerkungen.

1. Es ist, in der vorhergehenden Abhandlung, der Einfall des Sanctius erwähnt worden, da er den Participien die Zeitbezeichnung abspricht. Sonderbarer kann nichts seyn, als die Gründe, welche er für seine Meinung anführt. Ihr irrt euch, sagt er, wenn ihr glaubt, venturus sey ein Futurum, es kann ein Präsens, ein Perfectum seyn. Denn es kann mit allen Zeitfällen in Verbindung gebracht werden: venturo Caesare Roma trepidat, venturo Caesare Roma trepidavit, venturo Caesare Roma trepidabit. Hier sind alle Zeitfälle in Verbindung mit einem Worte, das doch nur auf die Zukunft eingeschränkt seyn soll. Das Mißverständniß, welches hier zum Grunde liege, ist fast ein wenig zu grob. Ein anders ist es ja, wenn man auf die Zeit sieht, die dem Participio an und für sich zukömmt, ein anders, wenn man die Zeit betrachtet, in welcher von ihr etwas ausgesagt wird. Venturus geht immer auf eine Zukunft, aber diese Zukunft kann jetzt betrachtet werden, sie kann betrachtet worden seyn, sie kann noch betrachtet werden.

Wie

Wie der Scharfsinn in einem spanischen Kopfe dergestalt irre geführt werden könne, ist indessen wohl einzusehen. Aber wie ein Engländer denselben Misgriff thun konnte, gehört unter die Probleme. Noch neuerdings hat ein gelehrter Engländer, **Pickbourne**, in seiner Abhandlung über das Englische Verbum denselben Gedanken gehabt, und ihn mit vieler Lebhaftigkeit vertheidigt.

"Die Verba, sagt er, haben zwey Participia, eines, das sich **stets** auf **ing**, ein anderes, das sich **gemeiniglich** auf ed endigt. Das erstere von beiden bezeichnet eine unvollendete Handlung, das letztere eine vollendete: keines von beiden aber ist auf irgend eine Zeit oder Vocem beschränkt" *).

Wir wollen zuerst eine Bemerkung des Engländers ausheben, welche mit der, welche Sanctius gemacht hatte, aus demselben Misverständnisse entsprungen ist. Um zu beweisen, daß die Zeitbestimmungen im Participio vom Verbo abhingen, mit welchem sie verbunden wären, führt er diese Fälle an: stat armatus, stabat armatus, stabit armatus. Man setzte, sagt er, in allen diesen Fällen inermis für armatus, so ist klar, daß armatus eben so wenig zeitausdrückend ist, als inermis. Augenscheinlich derselbe Misverstand, der beym Sanctius zum Grunde lag, als er behaup-tete,

*) Ich führe diese Worte aus der Uebersetzung seiner Abhandlung vom Herrn **Valett** an, in welcher mir das Werk auch nur bekannt ist.

tete, venturus schränke sich nicht bloß aufs futurum ein. Nun kann man hier das Unzuläßliche der Meinung durch einen Beweis mehr darthun. In inermis denke ich mir keine vollendete Handlung, es schließt also keine Zeit in sich, in armatus aber muß ich mir eine vollendete Handlung denken, also eine verflossene Zeit, also schließt es auch Zeit in sich.

Man muß also sagen: in armatus liegt eine verflossene Zeit, sie mag nun in der Gegenwart, oder in der Vergangenheit, oder in der Zukunft verflossen seyn.

Doch wir müssen den Engländer hören, wenn er seine Grundsätze auf seine Sprache anwendet.

Das Participium auf ing soll deswegen nicht das Particip der gegenwärtigen Zeit seyn, weil man nicht allein sagen kann: I am writing now, sondern auch: I was writing yesterday, und: I shall be writing to morrow.

Pickbourne verwechselt hier, wie beständig, die Bedeutung des Participii an und für sich, mit der, welche es durch Angabe eines Verhältnisses in der Zusammensetzung angibt. Writing an und für sich ist immer gegenwärtig. Das Verhältniß, welches das Subject, von welchem etwas ausgesagt wird, gegen die Zeit hat, ist ganz etwas Anders, als das, welches das Participium selbst gegen dieselbe hat. He shall be writing to morrow, gibt an, daß ich das Subjekt in einem künftigen Zustande handelnd denken soll,

oder,

oder, wenn man den Sinn ausführlich auseinandersetzen will: daß das Subject einen Augenblick haben wird, dem seine Handlung des Schreibens gegenwärtig seyn wird. Es ist also mit dem Ausdrucke: Particip der gegenwärtigen Zeit, weiter nichts gesagt, als daß es ein Wort sey, von dem ich mir das Bezeichnete nicht anders als in einer Succession wirklich denken kann.

Es verdient also kaum eine Widerlegung, wenn er behauptet, daß, wenn man sagte: he found her weeping, und: he found her sorrowfull, kein Grund zu finden sey, warum in sorrowfull nicht eben sowol Zeit eingeschlossen seyn sollte, als in weeping. Man kann das Wort weinend nicht einmal verstehen, wenn man sich nicht eine Handlung denkt, welche in einer Aufeinanderfolge von Zeittheilen vor sich geht, welche ich mir, nothwendiger Weise, dieser Handlung selbst gegenwärtig denken muß. Es ist dies so einleuchtend, daß man es nur durch einen so groben Irrthum misverstehen konnte, als der ist, daß damit eine Gegenwart im Verhältnisse zu dem Subjecte, von welchem geredet wird, gemeint sey.

Hört man hingegen das Wort traurig, so versteht man augenblicklich, was damit gemeint sey, ohne dies Subject in einem Zustande zu denken, welcher eine Aufeinanderfolge von Zeittheilen erfordert.

Pickbourne läugnet ferner, daß das Participium auf ing immer eine active Bedeutung habe,

habe, und führt die Redensarten an: the house is building, preparations are now making, the play is rehearsing.

Dieser Irrthum ist dem Verfasser zu verzeihen. Jene Redensarten sind in der That fehlerhaf, aber es muß einem Engländer schwerer werden, den Fehler zu entdecken, als uns. Uns hilft die passive Form, welche der Engländer entbehrt. Wollte er sagen: das Haus wird gebauet, so fehlt ihm eine passive Form der Gegenwart, er könnte nicht anders sagen, als: the house is builded, welches aber die Vergangenheit der Handlung bezeichnen würde. Er setzt sich also über die Scrupel weg, thut der Sprache Gewalt, und sagt: das Haus ist bauend, statt: es wird gebauet. Man sagt im Englischen auch: the house is a building, welches man in einigen Grammatiken als einen Ausdruck erklärt findet, welcher durch: das Haus ist ein bauendes Haus (reciprok) übersetzt werden müsse. Allein es heißt eigentich: the house is at building, welches so viel seyn soll, als: about to be builded. Man sieht hieraus, daß die Englische Sprache erst eine Diversion machte, ehe sie zu jenem Ausdrucke: the house is building, kam, und daß sie es erst mit einem andern versuchen wollte, der ihr richtiger schien.

Noch sonderbarer täuscht sich Pickb., wenn er die gewöhnliche Meinung, daß das Particip in ed das passive P. sey, dadurch bestreitet, daß er die Redensarten anführt: I have loved, und: I am loved, von welchem das erste offenbar activ

seyn

seyn soll. Scheinbarer ist der Einwurf, daß Intransitiven, welche doch nie passiv gebraucht werden können, dieses Participium hätten, als: I have slept, risen. Allein hier wird das Subject nicht als leidend vorgestellt, sondern, nach einer Fiction, welche in allen neuen Sprachen angenommen ist, und welche oben weitläuftig auseinandergesetzt ist, wird die Handlung hypostasirt, und angenommen, daß etwas geschlafen worden, welches denn, so paradox und beynahe lächerlich es Jedem scheinen mag, der in Untersuchungen dieser Art nicht geübt ist, nichts anders ist, als der Schlaf selbst. Man hat den Schlaf geschlafen, das Lachen gelacht, u. s. w.

Pickbourne führt Beattie an, welcher das Part. Pass. gerade so erklärt, als es vorhin erklärt worden ist. Man solle einmal, meint er, statt I have written a letter, sagen: I have a letter written, woraus sich ergäbe, daß written auf den leidenden Gegenstand, nicht auf das Subject gehe, und so viel heiße, als: ich habe einen geschriebenen Brief. Pickb. widerlegt ihn durch Fälle, in welchen kein physischer Besitz statt hat, wodurch er beweist, daß er jene Erklärung in ihrer Allgemeinheit nicht begriffen hat. Er führt nemlich an: I have sent a letter to Amsterdam; I have returned the book, which I borrowed. Nach dem, was wir oben hierüber gesagt haben, können wir uns die Widerlegung ersparen. Das Particip auf ed will Pickb. gleichfalls nicht das Particip Praeteriti genannt wissen. Seine Gründe

wird

wird man sich nun wol selbst schon denken können. Es liegt derselbe Misverstand zum Grunde, welcher bey seiner Bestreitung des Part. Präsentis gerügt ist. Er führt an, daß man sage: I am loved, I was loved und I shall be loved. Da dies von dem Gegenwärtigen, Vergangenen und Zukünftigen gesagt wird, so folgert er, daß loved sich auch nicht auf das Vergangene einschränke.

Seinen ganzen Irrthum hätte Pickb. einsehen können, als er die letzten Zeilen niederschrieb, in denen er seine Meynung wiederhohlt, und es ist in der That unbegreiflich, wie er sie niederschreiben konnte, ohne auf den Grund seines Misverständnisses geleitet zu werden.

| | 1. | 2. |
|---|---|---|
| 2. | Beweggrund. | Bewegungsgrund. |
| | Handelweise. | Handlungsweise. |
| | Denkart. | Denkungsart. |

Es ist der Vorschlag gethan worden, die längern Wörter, wie die unter 2. aus der Sprache zu verbannen, und die ihnen entsprechenden kürzern, welche mit weniger Aufwande dasselbe bezeichnen, statt ihrer aufzunehmen.

Allein es ist unter jenen Bezeichnungen ein wesentlicher Unterschied. Man sieht gleich auf den ersten Blick, daß die composita unter 1. eine unbestimmtere Zusammensetzung haben, als die unter 2. Bewegen, ist, zwar nicht weiter als Bewegung, wohl aber unbestimmter. Mit dem bloßen Infinitiv kündige ich nichts an, da ich hinge-

hingegen durch das Substantiv doch etwas, wenigstens problematisch, setze. Es ist demnach wol ganz paßlich, daß man da, wo man zweyerley bezeichnen will, davon das Eine weniger, das Andere mehr bestimmt ist, sich im ersten Falle jener, im letztern Falle dieser Bezeichnungsart bediene. Wenn man also das Bestimmtere schärfer bezeichnen will, so nimmt man ein Zeichen, welches, so zu sagen, schwerer und wichtiger ist.

Wenn wirklich etwas nach seinen Bedingungen gegeben ist, so hat man etwas Bestimmtes, welches durch die Angabe der Art, wie es wirklich wird, noch bestimmter wird. Setzt man einen Menschen, so weiß man: er denkt, er handelt, er hat Vorstellungen. Hier sind also gleich so viel Bestimmungen. Man weiß, daß er denkt, aber man weiß noch nicht, auf welche Weise das Denken in ihm wirklich wird. Da ich aber schon etwas Gewisses habe, von dem ich ausgehen kann, so frage ich nicht, wie ist seine Denkart, denn das Denken ist keinesweges mehr problematisch, sondern, indem ich mich der schärfern Bezeichnung, welche etwas Gegebenes, Wirkliches, Bestimmtes, anzeigt, bediene: wie ist seine Denkungsart. Frägt man hingegen: was ist Ursach und Wirkung, so giebt man noch nichts Bestimmtes an, auf welches man will, daß die Antwort gegründet seyn solle, und ich antworte demnach: es ist eine menschliche Denkart. Hier kömmt nemlich gar nicht in Betrachtung, daß ein Mensch ja denken müsse, und daß man sich daher der schärfern Bezeichnung

hätte bedienen sollen, denn die Frage ist gar nicht in Beziehung auf den Menschen geschehen. So muß man auch sagen: Raum und Zeit sind menschliche Vorstellarten, betrachtet man hingegen den Menschen, als ein vorstellendes Wesen, so muß man sagen: Raum und Zeit sind seine Vorstellungsarten. Ferner: Die conventionellen Höflichkeitsbezeugungen sind bloße Handelweisen, aber man sagt: so ist die Handlungsweise der Vernunft.

Wieland sagt durchgängig Beweggrund, nie Bewegungsgrund. Allein auch hier gilt der Unterschied. Es ist etwas anders, wenn man, wo eine Bewegung ist, nach dem Grunde derselben frägt, oder ihn angiebt, als wenn man von Gründen redet, welche eine Kraft zu bewegen haben, und eine Bewegung veranlassen können. Bey einer sonderbaren Handlung eines Mannes, frägt man nach den Bewegungsgründen, die dieser gehabt habe, die Bewegung ist da, und man frägt nach ihrem Grunde, hingegen handelt man in der Metaphysik bey der Lehre von der Freyheit von Beweggründen, denn hier sind die Gründe gegeben, welche Bewegungen hervorbringen können, diese Bewegungen aber nicht selbst.

3. Nicht alle positive Formen mit activen Bedeutungen sind so geradezu zu verdammen. Unrichtig sind sie nur dann, wenn sie das Subject leidend vorstellen, ohne daß ein anderes Subject da ist, das sich gegen dasselbe activ verhielte, oder als sich activ verhaltend gedacht werden könnte.

Ein

Ein studirter Mann ist unrichtig, weil man hier an ein Subject denkt, das sich activ verhalten soll, und es nicht findet. Eben so: ein gereister Mann; ein gelernter Kaufmann; ein pflichtvergessener Mensch; ein ausgedienter, wohlverdienter Soldat (s. Hillmers Bemerkungen, S. 36), kurz, da, wo die Lateiner die passive Form in ihren verbis deponentibus in den Participien richtig activ setzen, da dürfen wir sie nicht activ setzen. Allein das active Subject braucht deshalb nicht so substantiell vorgestellt zu werden, daß wir uns eine wirkliche Uebertragung einer Handlung, die durch dasselbe bewirkt werde, denken können, genug, wenn das Bewirktseyn in der passiven Form sich nur deutlich genug als Wirkung zu erkennen giebt, ohne wiederum wirkend zu werden. Man kann demnach wol sagen: ein erfahrner Mann, weil hier noch eine andere Frage übrig bleibt, als die: von wem er denn erfahren sey? Man stellt sich ihn nemlich vor, als von den Gegenständen, der Welt, den Menschen, mit Erfahrungen begabt, und dies sind die Subjecte, gegen welche er in einem passiven Verhältnisse gedacht wird. Fehlerhaft wäre es, wenn in "Erfahrungen" die Handlung nicht aufhörte. Aus dem Grunde kann man nicht sagen: ein studirter, ein gereister Mann, weil hier ausser der Frage: von wem er studirt, oder gereist sey, nichts übrig bleibt. Denn wollte man die Meynung so vorstellen, als heiße es: ein Mann, der viel Studien besitzt, der viel Reisen gethan hat, so zeigt sich augenblicklich,

daß in Studien, Reisen, die Handlung nicht aufhört, und daß folglich kein Subject gedacht werden kann, welches gegen das als passiv vorgestellte Subject in einem activen Verhältnisse stände, woraus sich denn ergiebt, daß die passive Form fehlerhaft ist.

So wäre es auch nicht fehlerhaft, wenn man sagt: ein unbesonnener Mensch. Hierfür spricht schon die Partikel be, welche einen Uebergang, eine Uebertragung, anzeigt. Jener Ausdruck heißt also so viel, als: ein Mensch, der keine Besinnung hat. Das Subject wird auch nicht einmal streng passiv vorgestellt, und es wird unentschieden gelassen, zu welchem Subjecte es sich leidend verhalte, ob zu einem andern, oder ob zu sich selbst.

In der falschen Reciprocirung steckt der Fehler darinn, daß man in demselben Ausdrucke das Subject vorstellt, als würde von einem andern ausser ihm, und von ihm selbst auf es gewirkt. "Der sich berühmt gemachte Staatsmann". Hier zeigt das "gemacht" eine Wirkung von aussen her, an, die das "sich" wieder aufhebt. So: der sich zu N. etablirte Kaufmann, die sich ausgebreitete Nachricht, die sich verbundenen Freunde.

4. Wir könnten immer noch einige französische Wendungen in unsere Sprache aufnehmen. Wir müssen uns, weil uns eine bequeme Construction fehlt, z. B. wenn wir einen Gedanken vor einem andern

andern ausheben wollen, immer noch damit begnügen, im Reden ihn durch den Ton der Stimme zu heben, und in Schriften ihn durch Schwabacher anzugeben. Einige Schriftsteller glauben sogar destomehr nachdrückliches zu sagen, je mehr sie mit Schwabacher drucken lassen. Die Schriftsteller aber, die zu diesem Mittel zu oft ihre Zuflucht nehmen, scheinen ihre Kunst eben so wenig zu verstehen, als derjenige zu erzählen versteht, welcher, um die Aufmerksamkeit des Andern rege zu erhalten, sich genöthigt sieht, ihn mit Händen und Ellenbogen zuweilen eine freundschaftliche Erinnerung zu geben.

Um einen Gedanken auszuheben, sollten wir uns des französischen: ce n'est pas — c'est bedienen. Wir sagen: das Schicksal plagt die Menschen nicht, sondern sie sich selbst. Besser: es ist nicht das Schicksal rc. es sind die Menschen selbst.

Wir nehmen oft französische Ausdrücke auf, die uns nicht allein nicht helfen können, sondern die sogar bessere verdrängen. Wir sagen: die Sache springt in die Augen, und glauben dadurch das französische: la chose saute aux yeux, übertragen zu haben. Allein das sagt der Ausdruck nicht einmal. Das, was in die Augen springt, sehen wir gewiß nicht. Der französische Ausdruck sagt: die Sache springt den Augen zu, vor die Augen, sie drängt sich gleichsam hervor, um gesehen zu werden.

Das: tant mieux, tant pis, ist auch etwas Anders, als wir im Deutschen daraus machen. Es heißt nicht geradezu: desto besser, desto schlimmer, so wie wir es gebrauchen. Wenn uns Jemand einen Umstand erzählt, von welchem er einen nachtheiligen Einfluß auf eine Sache befürchtet, die er befördert zu sehen wünscht, so sagen wir, wenn wir einsehen, daß dieser Umstand die Sache wirklich befördert, statt sie zu verschlimmern: desto besser! das ist aber nicht das französische tant mieux. Dies heißt nur: das ist gut. Nur stellen sich die Franzosen die Sache richtiger vor. Wenn wir sehen, daß zu einer Sache, welche in ihrem Fortgange war, noch etwas hinzukömmt, welches diesen Fortgang beschleunigt, so sagen wir: das ist gut. Aber dies gut ist doch nur in Rücksicht auf die Sache gut, von welcher die Rede ist. Wir sollten also nicht so absolut sagen: es ist gut. Der Franzose sagt tant mieux, das heißt: um so viel, als der Umstand, welcher zu der Sache hinzugekommen ist, gut ist, um so viel ist die Sache selbst besser geworden.

Sterne hatte daher in der That Unrecht, als er seinen Wirth zu Calais zwingen wollte, statt: tant mieux, tant pis zu sagen.

5. Es muß hierinn, darinn geschrieben werden, nicht: hierin, darin; denn es heißt nicht so viel, als in hier, sondern es kömmt von innerhalb her. "Hierinn liegt der Grund", heißt: hier ist der Umstand angezeigt, innerhalb dessen der Grund liegt.

6. Es ist in der That eine wahre Freude, wenn man sieht, mit welcher Inbrunst und Liebe die ältern deutschen Sprachforscher an ihrer Muttersprache hängen. Schottel hat ausser seiner Sprachlehre noch ein anderes Werk über die deutsche Sprache geschrieben, welches wenig bekannt zu seyn scheint. Es ist in Versen, und heißt: "der teutschen Sprache Einleitung, zu richtiger gewißheit und grundmeßigem vermügen der teutschen Hauptsprache". Lübeck 1643. kl. 8. Mit großer Erbitterung eifert er gegen die Frömdgierigkeit, den Faulwitz (πολυπραγμοσυνη) und den Zweifelneid, mit welchem einige Deutsche ihre Muttersprache mit welschen, französischen, und römischen Wörtern vermischten, "dadurch unsere deutsche Wörter durch eingeschobene ausländische Brocken zu umwörtern, die teutsche Sprache sprachlos, der teutsche Geist erfrömbet, die rechte Art verunartet, verstaltet, und in ganz frömde Form gegossen wird".

Er selbst ist ein großer Purist, und sagt, statt prodromus: Vortrabb, statt Epochen: Denkzeiten. In andern Stücken ist er weniger gewissenhaft; er spricht von "habenden Eigenschaften", von "alhier gewohnten Völkern" u. dergl.

Er gibt der Sprache ein hohes Alter, und leitet sie von der Babbelzeit ab. Achtzig Jahre später hatte Egenolff einen harten Stand, als er behauptete, die Sprachen könnten wohl auch anderswo entstanden seyn, als zu Babel. Und ob

er sich wol, zum Ersatze, alle Mühe gab, die Wörter bis zu Japhet hinauf zu führen, so konnte er doch das Aergerniß, welches er durch jene Behauptung angerichtet hatte, nicht wieder gut machen.

Schottel behauptet, unsere Sprache sey dieselbe, welche vor dreytausend Jahren die celtische geheissen. Denn welche Sprache 1. eben die Stammwörter, 2. eben die Hauptendungen der abgeleiteten Wörter, 3. eben die Doppelungsarten hat, sey dieselbe. Diese drey Stücke fänden sich im Celtischen gerade so, wie sie im Deutschen wären. Er setzt 21 Hauptendungen der deutschen Sprache. Die deutsche Sprache muß sie selbst in folgenden Versen angeben:

— meine Leitungskunst, schön, kurz, gewiß,
und saftig,
Bar, ei, en, er, ern, heit, icht, ig, inn, isch,
keit, haftig,
Lich, ling, lein, niß, sal, sam, schaft, thum,
ung, zwänzig ein,
Einlautend allzumahl, uralt und dringend ein.

Diese Endungen wären auch der Celtischen Sprache eigen gewesen, wie er durch Vergleichung beweist. Die Stammwörter, und die Doppelungsarten wären gleichfalls dieselben.

Man wird mir leicht erlauben, mit diesen Auszügen aus Schottels Werke fortzufahren, zumahl, da Schottel gewiß unter die vorzüglichsten Schriftsteller über die deutsche Sprache gehört.

Er erkennt die Vorzüge der Meißnischen Mundart, die er für die eigentliche Hochdeutsche zu halten scheint, doch will er, daß sie bey Verfertigung eines Wörterbuchs der deutschen Sprache nicht allein zum Grunde gelegt werden solle.

Er vindicirt der D. Sprache die Reime. Auch hofft er, daß wir eine Prosodie zu Stande bringen können, und werden, nur müsse vorher eine richtige Grammatik da seyn:

"mich aus mir habet ihr grundrichtig annoch nicht"

sagt die D. Spr. in seinem Gedichte.

Vorzüglich rühmt er die Doppelkunst der D. Spr., wie er sie nennt. Er führt die Wörter an: Haus, Platz, Holz, und zeigt, wie viel composita die Deutschen daraus machen könnten, als Eckhaus, Rathhaus, Zuchthaus ꝛc. Ballplatz, Musterplatz, Spielplatz ꝛc. Bauholz, Brennholz, Kohlholz ꝛc.

Er giebt auf, folgende Worte in der Kürze ins lateinische zu übersetzen, in welcher sie im Deutschen ihren Gegenstand ausdrücken: "man soll mit Hauung des Brennholzes also verfahren, damit der Holzwachs zu dienlichem Pfaal- und Bauholze unverwüstet bleibe".

Dieses würde im Lateinischen lauten: "in caedendis iis lignis, quae quotidiano foci usui inserviunt, modus esto adhibendus, vt custodia et succrescentia lignorum semper ita servetur, ut conficiendis palis et exstruendis aedificiis maneant quaedam ligna apta".

Oder: "war gesinnt, ein Lusthaus bey dem Ballplatze zu bauen, deswegen befohlen, das Bauholz vom Zollhause ab, und hinwieder ander Floßholz dahin zu führen".

Er giebt folgende Arten an, auf welche die D. Spr. bey ihren Doppelungen verführe:

1. "Daß Stamm an Stamm, als paarweis können gesetzt werden". Schutzherr, Ehrlos, Landstadt, Kornmarkt, Hauptmann.

2. „daß die Stammwörter doppelweis, nemlich zwey oder drey zugleich, können an Zweigen, d. i. an Hauptendungen der Abgeleiteten gesetzt werden", als: groß = müth = ig, seelen = tröst = lich, Jung = frau = schaft, un = be = dacht = sam, un = ver = we = ger= lich, Geld = spil = dung.

3. „daß ein gedoppelter Stamm, d. i. 2 oder wol 3 Stammwörter können dennoch an einen andern Stamm, als das Grundwort, gefügt werden, als: Land = haupt = mann, Wild = pret = schädiger, sprach = kunst = los, Ober = land = rent = meister.

4. "Daß die Anzeige, oder das Anzeigungswort, nemlich in der Doppelung das Grundwort, bald kunne umbgesetzet, und zum beyfugigen oder vorderen Worte werden. Als: guhtherzig, offenherzig, geldmittel, hulfmittel, lehndienst, ehrendienst ꝛc. hie ist der **Grund** hertzig, mittel, dienst; selbige nun kunne hinwieder die vorderstellen einnehmen, und als das beyfügige im Worte werden, als: Herzleid, Herzlieb, Mittelstand, Mittelfarbe, Dienstwillig, Dienstmann ꝛc."

5. "Daß

5. "Daß auch das Wort ganz künne umgewant werden, verbleibe eben dasselbige Wort, aber krafft der Doppelung entstünden allemahl wunderkünstlicher Weise neue Deutungen, als: Streitschiff, navis praeliis committendis apta, Schiffstreit, pugna navalis, Rathhaus, curia, Hausrath, suppellex *), Rechtsstand, litis pendentia, Standrecht, judicium quod militari more stando peragitur **), Rechtskrieg, judiciarius processus, Kriegsrecht, jura bellica u. s. w.

Dergleichen Untersuchungen sind ganz von der Art, wie die Sprachforscher jener Zeiten sie lieben. Hierher gehören auch die Etymologieen, in denen sie oft eine bewundernswürdige Gelehrsamkeit und viel Scharfsinn zeigen. Sie sind nun freylich gemeiniglich von der Art, daß wir sie nicht anhören können, ohne zu lachen; aber wer lacht, hat nicht immer Recht. Ohne etwas Possierliches geht es zwar selten dabey ab, aber man findet sich doch gemeiniglich zuletzt gezwungen, zu gestehen, daß, wenn sich die Sache wirklich so verhielte, es doch ein Großes gewesen seyn müsse, es herauszubringen. Ich kann mich nicht enthalten, eine Etymologie dieser Art beyzubringen, welche der oben

*) Aber Geräth ist doch etwas Anderes, als Rath.

**) Im Buche selbst steht criminali more; in meinem Exemplare aber, welches Schottel selbst besessen, ist dafür militari more geschrieben.

oben erwähnte Egenolff in seiner Historie der Deutschen Sprache geliefert hat. Seiner Meinung nach hat Japhet und die ganze Welt zuerst deutsch gesprochen, und zwar, was für einen Niedersachsen sehr schmeichelhaft seyn muß, plattdeutsch. Aus dieser Japhetischen Sprache sind alle andern entstanden. So hat allein das Wörtchen: uht, welches im Japhetischen, wie im Plattdeutschen aus bedeutet, seine Wurzeln in alle Sprachen des Erdbodens geschlagen. Egenolff, der ein Obersachse war, führt auch, zu mehrerer Versicherung, daß uht wirklich niedersächsisch sey, an, daß man in Niedersachsen im Scherze sage: er habe im Genitiv ut-is, d. i. es ist aus, welcher Scherz denn, wie ich mit Grunde der Wahrheit bezeugen kann, sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. — Man lache hier erst aus, wenn man will, denn es wäre Schade, wenn der gute Egenolff, der von der einen Seite ein wenig Pedanterie scheinen läßt, sich dadurch um die Achtung bringen sollte, die wir ihm schuldig sind, wenn er sich von der andern Seite zeigt. Aus diesem uht ist durch Versetzung des Spiritus, (auf welche Versetzungen denn in Egenolffs Systeme viel gegründet wird) hut geworden. Dies Wort bedeutet denn, seinem Ursprunge nach, 1. alles Aeußere, welches zur Bedeckung und Beschützung dient, daher: Hut und Wacht, behüten, Obhut. Daher denn 2. die Decke unsers Fleisches, schwedisch Hwt oder Hut, hochdeutsch Haut. Andere Völker, welche stärker aspirirten, verwandelten das

H,

H, welches ihnen ein zu gelinder Hauch war, in C oder K. Im Lappländischen entstand daraus Kaote, im Finnischen: Koto, welches eine ausgespannte Haut, und dann eine Hütte bedeutet. So entstand auch das lateinische cutis, ja, sagt Egenolff, ich dürfte bald sagen, auch custos, entstand so; denn auf gleiche Weise ist aus Halm, calamus, aus Hart, Herz, καρδια entstanden. Die Slawonischen Völker verwandelten überdem noch das t in z oder s, wie man dies selbst in unterschiedenen Mundarten sehen kann, Tohm und Zaum, Tuyg und Zeug. Auf diese Weise entstand aus Hut — Kuz, Kuze, Koze, welches im Polnischen und Böhmischen die Haut bedeutet, ferner das polnische Cussac, oder Kuzac. Hiermit scheinen auch verwandt zu seyn, das Französische casaque, Spanische casaca, Italiänische casacca, Schweitzerische Kutze oder Kasel, Griechische κασας, so fast alle einerley bedeuten. Ja, es ist auf gleiche Weise davon entstanden Kutte, Kittel, wo nicht auch cucullus. Von Hut ist auch das Griechische κυτος oder σκυτος. — Hut heißt 3. eine Hütte, Schwedisch Hydda, Ungrisch haz. Als man gelernt die Hütten größer zu machen, ist aus Hut das Schwedische, Isländische, und Tartarische hús, Hus, Hws, Dänische Huus, Englische house und Deutsche Haus geworden. Es ist nichts gewöhnlicher, als daß in den Sprachen t und s verwechselt werden. Hiervon schreibt sich auch das Ungrische huszár her, eigentlich: huzárlot, der sich unter

der Hütte verbirgt, und bedeckt, ein Soldat, Husar. — Hut heißt auch 4. die Decke des Haupts, Schwedisch, Englisch und Dänisch hat. Durch vorgesetzte Buchstaben wird die Bedeutung noch mehr verändert. So bedeutet der vorgesetzte Buchstabe s oder sc soviel als das Lateinische ex. Egenolff hätte sich auf das Italiänische s oder sc berufen können, welches fast allemal eine Beraubung bedeutet; oder wo eine Beraubung, Entfernung bezeichnet werden soll, da bedient man sich des s, sc, wie im Lateinischen des se, wie in securus. Der Laut sch nämlich — so grob sinnlich machen es die Sprachen bey ihrem Anfange — bringt die Vorstellung von einer Entfernung, gleichsam (wenn ich nicht, wie Egenolff, ausgelacht werden soll) von einem Davonfliegen zu Wege. Die Sprachen bedienen sich desselben oft auf eine sehr sonderbare Weise. So heißt das Italiänische sciogliere eigentlich sce-togliere, und bedeutet: machen, daß das Zusammengesammelte nicht mehr zusammengesammelt sey. Ja, wenn man es genau nimmt, so heißt es eigentlich: auf solche Weise zusammennehmen, daß es nicht zusammengenommen ist. — So sonderbar verfahren die Sprachen, wenn sie sich bilden wollen. Und sagt unser entbinden etwas Anders? Diese Betrachtungen werden den Verfasser verständlicher machen. Von Arm, fährt er fort, kömmt das Niederländische scärmen, d. i. den Arm aufstoßen, oder fechten. Daher ist das Italiänische schermire, Französ. escrimer, Spanische esgre-

esgremir, Deutsche beschärmen, wie es die Alten geschrieben. Da nun vor Hut sc gesetzt worden, so ist daraus entstanden Scut, Schwedisch Scyd, Hochdeutsch Schutz, Latein. scutum, Französisch ecus, ferner: schütten, schützen, schiessen, Scytha, σκυθης, Schutt, Kornschütte ꝛc.

So weit Egenolff. Ich gestehe, daß, wenn man mir auch bewiese, daß so viel Witz und so viel Gelehrsamkeit vergeblich angewandt sey, ich dennoch hier nicht lachen könnte.

Wenn es mit seiner Derivation von uht nur seine Richtigkeit hat, so hat es mit dem Uebrigen keine Noth. Daß s und sc eine Absonderung, ein Aussenseyn bedeute, ist keinem Zweifel unterworfen. Wenn man nun dies annimmt, wie man es denn annehmen muß, so wird man sich auch nicht weigern, seine übrigen Erklärungen anzunehmen. Es bedeutet demnach: Einen bescärmen, den Arm Jemanden zum Besten ausstrecken, d. h. ihn beschirmen. So hieße Schutt eigentlich Sch—uth, d. h. etwas, das man entfernt hat, Schutz, schützen hieße: sich bemühen, daß etwas ausserhalb bleibe. — Ich sehe hier in der That nichts Widersprechendes, im Gegentheile die schönste Harmonie, und wir könnten auf den Punkt kommen, in die Erklärung ganz verliebt zu werden, und sie mit Händen und Füßen zu vertheidigen.

Wenn

Wenn man nun aber wieder bedenkt, daß Husar, custos, Schutz, Kasel, leibliche Brüder sind, die alle von Einem Vater, dem patriarchalischen u h t herstammen, so sinkt auf Einmal aller Grund unter uns, auf dem wir so fest zu stehen glaubten, und dem armen Autor, der in seinen Entwickelungen eben am besten dran zu seyn glaubte, wird mit einem erschütternden Gelächter geantwortet. Was einmal belacht ist, ist verlohren. Der redlichste Mann verliehrt seinen besten Freund, und die gegründetste Meinung ihren eifrigsten Vertheidiger.

---

Wolfenbüttel,

aus der Bindseilschen Buchdruckerey.

## Druckfehler und Zusätze.

S. 22. Z. 15. statt παυνε l. παυε
S. 44. Z. 6. — verständige l. verständliche
S. 52. Z. 2. — anbey l. dabey.
S. 69. Z. 20. — dem Unwillen, mit welchem, l. dem Unwillen, über die Kälte, mit welcher
— — Z. 25. — jenen l. jene
S. 80. Z. 16. — nachdem l. nach dem

Unter die **Verhältnisse der Zeit** S. 51. c) gehören vorzüglich die Ausdrücke **bisherig, damahlig** ꝛc. Der Lieutenant Meyer bildete im Scherze und zur Parodie das Adjektiv **nunig**. Jene sind in der That nicht besser.

Auch kann hier noch hinzugefügt werden: d) Verhältnisse zum Erkenntnisse. — "Das vegetabilische Leben hat einen **unverkennbaren** Einfluß auf das animalische." "Die **wohlverstandene** ursprüngliche Freiheit wird dadurch nicht aufgehoben." Hier wird ein Verhältniß, welches das Subjekt zum Erkenntnisse des Lesers hat, demselben als eine Eigenschaft beygelegt. Nach der Erklärung, die ich von den Figuren versucht habe, würden diese Ausdrücke wirklich figürlich seyn.

Denn

Denn da sie, so lange sie Adjective bleiben, nicht erkannt werden können, so ist man genöthigt, einen andern Gesichtspunkt aufzusuchen, aus welchem sie betrachtet werden müssen, und also die Zeichen auf eine andere Art zu verbinden, als sie der Schriftsteller verbunden hatte. Dies ist nun die wahre Figur. Es frägt sich nun aber, ob es hier die Mühe lohne, dem Leser diese Arbeit zu machen, und ob man hier überall durch eine Figur habe wirken wollen und wirken dürfen?

S. 62. kann zu den Exempeln vom fehlerhaften Gebrauche der Adverbien noch dieses hinzugefügt werden: "man wünschte ihn **vergeblich** zurück."

## Beym Verleger sind auch folgende Bücher zu haben:

Dedekinds J. L. J. Einleitung zum Proceß der Herzogl. Br. Wolfenb. Gerichte, 4. Schrbpp. 1 Thr. 12 ggr.

Falkii I. Fr. codex traditionum Corbeienſ. cum not. crit. et hiſt. ac tabb. geograph &c. fol. 7 Thl. 12 ggr.

Gerkens Phil. W. fragmenta marchica, oder Sammlung ungedruckter Urkunden und Nachrichten zur Brandenburg. Historie, 6 Theile. 8. 1 Thl. 2 ggr.

Häselers J. Fr. heilige Reden, 4 Theile, gr. 8. 2 Thl.

Hemelings Joh. selbstlehrende Rechenschule. gr. 8. 1 Thl. 4 ggr.

— — — arithmet. Trichter, mit Anmerk. und Erklärungen von J. F. Häseler. 8. 5 ggr.

Hinko von Waldstein mit der eisernen Tasche, Geistergeschichte aus dem 15ten Jahrh. in 2 Theilen, mit Kupf. 1ster Theil, 1794. 8; Schrbpp. 20 ggr. Druckpp. 18 ggr.

Leibnitii God. Guil. codex iuris gentium diplomatic. c. mantiſſa. 2 Voll. fol. 5 Thl.

Schottelius J. G. von einigen sonderbaren und alten Rechten in Teutschland, mit J. W. Gerikens Fortsetzung. 8. 12 ggr.

Schramms C. Chr. hist. Schauplatz der merkwürdigsten Brücken aller 4 Welttheile. Fol. mit vielen Kupf. 10 Thl.

Strodtmanns J. Chph. neues gelehrtes Europa, 1 — 21ster Theil. 8. 6 Thl. 8 ggr.

Wilkens D. H. D. über eine portugies. Handschrift der Wolfenb. Bibliothek u. s. w. 8. 1793. 8 ggr.

— — — über einige Gegenstände der Physik, 8. 1793. 2 ggr.

Unter der Presse sind:

Psychologische und physiologische Untersuchung über das Lachen. Aus dem Französ. übersetzt. Nebst einer Abhandlung, in welcher Kants Erklärung des Lachens erläutert, und Herrn D. Platner Theorie des Lächerlichen geprüft wird. 8. 1794.

Anthropologie des Joh. Actuarius. Aus dem Griechischen übersetzt; nebst Anmerkungen und einer Abhandlung über Anthropologie, als philosophische Wissenschaft. 8. 1794.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mackensen, Wilhelm Friedrich August,

Beyträge zur Kritik der Sprache

Wolfenbüttel 1794

L.germ. 162
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10584022-4
VD18 14485435-001